Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 113

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Georg Bühren
Lesebuch

Zusammengestellt von
Walter Gödden

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 113

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommissison für Westfalen
von Walter Gödden

Band 113

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://portal.dnb.de/ abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2022 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1814-2
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Romane
- Aus »Das Zirkular« (2009) 7
- Aus »Das Moor schweigt nie« (2020) 29
- Aus »Mondriaans letzter Baum« (2021) 44

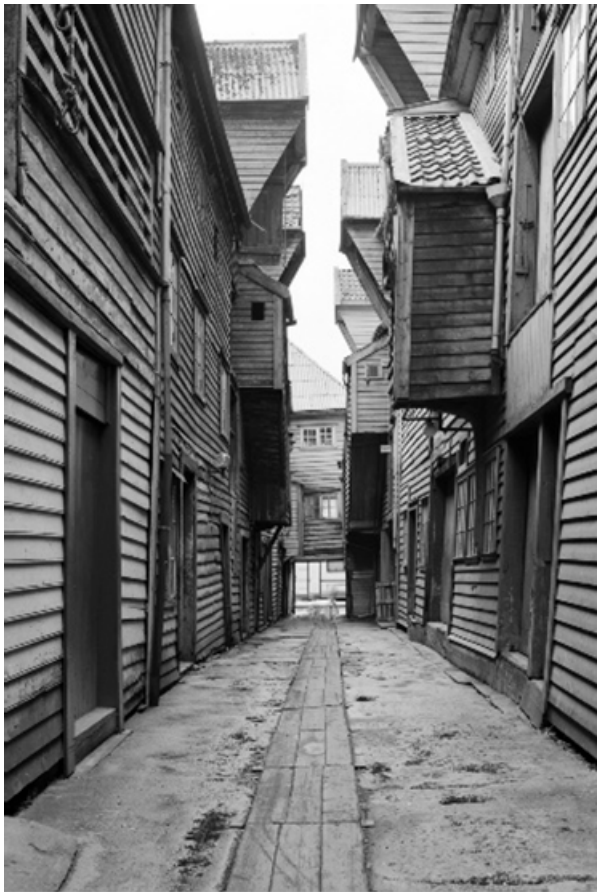
Lyrik
- Niederdeutsche Gedichte
  - Aus »De Lüe De Wäör De Tied« (1992) 72
  - Aus »düssiets affsiets gientsiets« (1999) 94
  - Aus »Unnerweggens« (2012) 104
- Unveröffentlichte Gedichte
  - Niederdeutsch 114
  - Hochdeutsch 122

Theater / Hörspiel
- Üerwergang / Übergang (1991, Uraufführung Theater Münster 1997) 126
- Wi staoht in'n Wegg (Hörspiel, WDR 1978) 133
- Die Spur des Malers (Hörspiel; Klanginstallation Literaturmuseum Nottbeck, 2005) 141

Nachwort 153

Bildnachweise 170

Textnachweise 170



Holzhäuser in Bergen, Norwegen.

Romane

Auszug aus »Das Zirkular«

Federstriche,
feine Linien, die sich kreuzten wie die Schraffur einer Radierung, einer unentwirrbaren, gegenstandslosen Zeichnung, Fäden, schwarz vor bleiweißem Himmel, vereinigten sich zu schwarzen Balken, breit und fest in der Mitte, feiner und leichter die Rahen in der in der Höhe, wo sie sich bewegten, ein leichtes Wiegen, in dem sich die Parallelen der Schoten und Halsten, der Leinen, Trossen und Ketten verschoben. Es roch nach Gewürzen, Tauen und Teer, ich hörte die knarrenden, ächzenden Planken und Balken, ein tiefes Grollen aus den Bäuchen der Schiffe, das Knurren der Kisten an den Flaschenzügen, die Hufschläge der Pferde, das metallische Knirschen der eisenbeschlagenen Räder und das Ächzen der Deichseln beim Wenden, das Poltern der Fässer, das Schlagen und Rattern, das endlose Gewirr aus Stimmen, Rufen, Fluchen, Schreien, Lachen.
Es waren nur kleine Bewegungen, aber ich nahm sie wahr. Oben an den Mastspitzen waren sie am deutlichsten zu sehen, ein Wippen, Tänzeln und Kreisen, unten nur das behäbige Auf und Ab der fest vertäuten Schiffsrümpfe im kaum spürbaren Wellengang des Hudson, das mich beruhigte, als ich wieder zu Bewusstsein kam und schreien wollte, denn ich wusste plötzlich, dass ich zurückgekehrt war in den Hafen von New York, allein. Mir fehlte jede Erinnerung daran, wie ich den weiten Weg von Chicago bis hierher geschafft hatte. Der Anblick des großen Flusses, der sich hier breit und majestätisch, aber ohne jede Dramatik dem Atlantik anschloss, machte mich ruhig, auch wenn ich die Vibration spürte, die von den Ufern ausging, von den Häfen Manhattans und Hobokens, die

in der Dämmerung glühten und zitterten, als fürchteten sie sich vor der Last der Welt, die ihnen aus den Bäuchen dieser Schiffe unaufhörlich aufgeladen wurde. Auch ich war Teil dieser endlosen Bewegung, wollte es sein, wenngleich mein äußerer Zustand nichts von dieser inneren Erschütterung verraten mochte und mein beinahe lebloser Körper, der sich wie durch ein Wunder in diesen Winkel der Southstreet gerettet hatte, nicht viel mehr wert sein mochte als der zusammengekehrte Unrat zwischen den Jutefetzen geplatzter Säcke und den geborstenen Brettern zertrümmerter Kisten, in denen die grunzenden Schweine neben mit wühlten, verscheucht von den Bissen und dem lauten Gebell der streunenden Hunde. Auch mich bellten sie an, ich blickte direkt in ihre hechelnden Kehlen und sah die bedrohlichen Reißzähne, aber ich fürchtete mich nicht. Ich war ohne jede Furcht, spürte auch keine Schmerzen, obwohl ich Blut auf meinen Händen und meinen schmutzigen Kleidern sah. Ich fürchtete mich nicht.

Dunkel und verschwommen zunächst, dann in immer schärferen Linien konnte ich die Leiber der Schiffe unterscheiden, erkannte auch ihre Namen: die *Cockade* aus Dublin und die *Cavendish* aus Alabama lagen hier vor Anker, und auch die *Switzerland*, mit der ich vor fünf Jahren hier angekommen war, lag wieder im Pier. Ja, ich erinnerte mich: Sie hatte mich vor zwei Jahren zurück nach Deutschland gebracht, am 29. April 1848, kurz nachdem der Ruf der Revolution nach New York gedrungen war. Und mit der Erinnerung kam der Schmerz zurück, laut hallend drangen die Geräusche des Hafens wie Messerklingen in meinen Kopf und vermischten sich mit dem Echo flammender Reden und meiner flehentlichen Appelle. Sie mischten sich mit dem Pathos anderer Redner und dem Jubel der Massen, die mich, den Boten aus der Neuen Welt, freudig begrüßten. Mit mir kam das freie

Amerika hinüber ins alte Europa, in dem nun auch, sechzig Jahre nach der Französischen Revolution, die Fahnen der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit wehen sollten. Deutschland stand vor der großen Revolution, und ich war mitten unter den Menschen, wie ich es mir immer erträumt hatte.

Das Knarren der Schiffsplanken glich dem Ächzen der Bretter, die wir aus Türen und Tischen brachen, das Scharren und Knirschen erinnerte mich an den Bau von Barrikaden, es klang wie ein zerspellter Tisch, dessen Trümmer ich über das Pflaster zog, um sie den Flammen eines wütenden Feuers zu übergeben, ich hörte die Schreie der Frauen und die ersten Schüsse der Soldaten ...

Aber die Revolution war zu Ende, dies war nicht Berlin, ich lag wund in einer dreckigen Hafenstraße New Yorks, meine Frau, mein Kind, Mathilde, Alma, wo waren sie?

Krachend schlug eine Holzkiste neben mir auf, und das wütende Schreien der Hafenarbeiter, ich solle aus dem Wege gehen, legte sich über die Erinnerung an berstende Schränke, die von den aufgebrachten Kämpfern aus den Büros der Preußischen Regierungsgebäude auf die Straße geworfen wurden, die warnenden Rufe auch damals, die ich nicht verstanden hatte, vor lauter innerer Bewegung und Zerrissenheit: Dort geschah es ja, wovon ich so lange geträumt hatte, das Volk stand auf! Aber es war Blut geflossen, und war es nicht auch Blut, was ich nun auf der Zunge spürte? Es lief mir aus der Nase über die Lippen, und als ich an mein schmerzendes Ohr griff, spürte ich noch mehr Blut, es rann mir aus dem Ohr. Mein Herz begann zu rasen, ich wollte um Hilfe rufen, aber ein Blitz durchschoss meinen Kopf, und wie ein tödlicher Schuss durchfuhr ein heftiger Schmerz meinen ganzen Körper.

Nur dumpf zunächst, dann aber deutlicher in seiner Wut, hörte ich die blecherne Stimme eines Schauermanns. Ich schlug die Augen auf und blickte in das Gesicht eines vierschrötigen Kerls, der mich unsanft am Kragen packte. Im

schwachen Schein der Laternen sah ich über mir die langsam an einem Flaschenzug pendelnde Holzkiste, die mich offenbar getroffen hatte und nun nach oben kleiner wurde und im Dunkel verschwand, während der starke Arm an meinem Rockkragen mich über das Pflaster zog und am Rinnstein fallen ließ. Die Flüche des Hafenarbeiters verhallten in meinem Kopf, in tiefroter Glut verdampften die Bilder hinter meinen geschlossenen Lidern. Dann sah ich weit entfernt das Weichbild einer Stadt mit prächtigen Gebäuden in rotem Backstein, Kinder spielten in einem üppigen Garten und auf den Wegen fuhren voll beladene Erntewagen. Die Schlote einer Fabrik rauchten in der Ferne und als käme ich näher, sah ich lesende und diskutierende Menschen auf den gelben Sandwegen, eine leichte Musik lag über der sommerlichen Landschaft, man sprach über den volonté générale, und ich wollte mich dem Gespräch anschließen, diese wundervollen Menschen in ihrer paradiesischen Landschaft begleiten, denn ich kannte ja Rousseaus Idee vom Gesellschaftsvertrag und auch die Lehren von Fouqué und Owen, deren Namen ich in ihren Gesprächen deutlich vernahm – aber man ließ mich am Rande stehen, mit war, als gingen sie durch mich hindurch wie durch einen Schatten, sie gingen fröhlich debattierend ihrer Wege ...

»What's up?« Ich spürte seinen Atem in meinem Gesicht, er roch nach Alkohol.
»Nichts«, sagte ich leise, »schon gut.«
»Er spricht deutsch«, rief er seinem Partner zu.
»Na, wenn schon«, antwortete der Landsmann im schwarzem Mantel auf dem Kutschbock, »lass ihn liegen, wir haben keine Zeit. Ist er besoffen?«
»Nein, glaub nicht. Aber er blutet am Kopf.«
»Lass ihn, komm jetzt.«
Der Mann zog mich zur Hauswand und richtete mich auf.
»Kein guter Platz, Kumpel!«

Wieder fürchtete ich mich nicht, es gab nichts, was man mir hätte rauben können, und der Schmerz dämpfte die Angst und jedes andere Gefühl.
»Wir könnten ihn doch ein Stück mitnehmen. Dann wäre er wenigstens hier raus.«
»Herrgott nochmal!«
Der wütende Kutscher stieg vom Bock. Zu zweit packten sie mich und legten mich wie ein lebloses Bündel auf die Ladefläche ihres Wagens. Dann fuhren sie weiter. Sie hatten einige leere Jutesäcke unter meinen Kopf geschoben. Das Rumpeln der Räder und das helle Klimpern der Zaumzeugketten, der tiefere Klang gusseiserner Bögen, welche wohl die eigentliche Ladung waren, verschmolzen im Rhythmus der Hufschläge zu einer beruhigenden Melodie.

Bloomingdale Asylum,
im letzten Licht des Sommers 1850. Die Mauern, zwischen die ich nun geraten, mögen neu sein und zu dem denkwürdigen Zwecke errichtet, jenen eine Heimstatt zu geben, deren Wege ein zu großes Ziel verfolgten und sie am Ende ins Labyrinth führten. Aber als einen Akt der Gnade wird man meinen Aufenthalt hier nicht auslegen können, wiewohl ich schon hörte, ich sei glücklich, in dieses neue Haus gekommen zu sein und dass es gut sei, zeitlebens verlässliche Freunde zu haben. Ich erkannte die gehässige Ironie nicht, die in den Worten jenes Professors lag, dessen Namen ich nicht mehr weiß und der sich anschickte, mich mit durchdringender Beobachtung, impertinenten Fragen und lächerlichen Tinkturen zu traktieren. Es wird also von nun an meine vornehmste Aufgabe sein, mein Verschwinden hinter diesen Mauern, die einem Gefängnis gleichkommen, zu erklären. Es sind allerdings weniger düstere Gesellen hier meine Nachbarn, sondern überwiegend Mitleidende heiteren Charakters, die den

Lauf der Welt weder zu beeinflussen noch zu verstehen vermögen.
Ja, ich werde nachweisen können, dass mir Unrecht geschah und dass mein Hiersein ganz und gar nicht das Resultat barmherziger Freundschaft ist, sondern aus der Unmenschlichkeit, Feigheit und Rohheit eben jener kommt, die sich anmaßen, für mich sorgen zu wollen und das hohe Ideal der Brüderlichkeit entwürdigen.
Können die edelsten Ideen sich von selbst in ihr Gegenteil verkehren? Nein, Kleingeister und lüsterne Diebe sind es, die mir die Sinne rauben und das höchste Gut, die Freiheit, in ihren gierigen Fäusten zerquetschen. Menschenhand ist es, die den Schlüssel in diesem Schloss dreht und mich schlaflos mit den Geräuschen jener bedauernswerten Kreaturen zurücklässt, die wie ich aus dem Leben entfernt wurden, denen man die Nacht zuweist, in der sie ungehört vegetieren sollen, weil sie es wagten, auch bei Tage von ihren Träumen zu reden.
Die Vorboten dunkler Ahnungen drängen mich, den kurzen, aber verschlungenen Weg zu beschreiben, der mich im dreißigsten Jahr in den Norden jener Stadt führte, die einmal das neue Jerusalem hätte werden können. Ich eile, denn jene, die meine Rückkehr nach New York schon lange befürchteten und die mich endlich hierherbrachten, weil die Stadt Chicago mich nicht zermürben, die Wasser der Großen Seen, des Erie-Canals und des Hudson mich nicht ertränken, der Hunger und das Fieber mich nicht auslöschen konnten. Jene werden nicht ruhen, bis ich für immer schweige. Solange es mir noch Kraft meines Geistes möglich ist, werde ich das Unrecht beim Namen nennen, so wie ich es stets getan habe und wieder tun werde, wenn mich wahre Freunde – ihr nämlich, die ihr diese und die folgenden Worte lest, die ich hier mühsam und unvollständig erinnere – ihr werdet mich, daran glaube ich fest, aus diesen Mauern befreien, so es euch möglich sein wird, die gegnerischen Kräfte zu überwinden. Der

Widerstand wird groß sein, aber nehmt ihr diese Schrift in euer Gedächtnis, so holt ihr mich ins Leben zurück.
Mein Name ist Hermann Kriege. Ich habe seit etwa vier Wochen keinen mir nahestehenden Menschen gesehen, nur Ärzte, die sich darin ergehen, mir die Vorzüge ihres gänzlich neuen Hauses zu erklären. Sie erwecken den interessanten Eindruck, dass es ein Vorzug sei, in diese Anstalt eingewiesen zu werden und dass offenbar Protektion und Empfehlung einflussreicher Männer und Frauen nötig ist, um nicht dorthin verbracht zu werden, wo die Masse der New Yorker Irren verwahrt wird, nach Blackwell's Island. Woher also stammt die zweifelhafte Gunst, wie heißen die Gönner, die sich nicht getrauen, im persönlichen Gespräch über mein Schicksal zu reden und die nicht einmal die Notwendigkeit in Erwägung ziehen, mich, der ich doch bei gutem, klaren Verstande bin, ein Wort der Erklärung wissen zu lassen, geschweige denn meine Einwilligung zu dem, was sie hier Behandlung nennen, abzuwarten, die ich selbstverständlich nie geben würde. Habeas corpus! In Kenntnis meiner Rechte würde ich leicht freikommen, wenn es mir denn gelänge, aus den inneren Zirkeln, in denen mich Schlüssel und vergitterte Türen in die Schranken weisen, nach außen zu gelangen. Warum besucht mich niemand? Warum findet niemand dieser einflussreichen Freunde – oder sagen wir besser Weggefährten – den Weg nach Bloomingdale, das selbst bei schlechtestem Wetter von Manhattan aus in zwei Stunden zu erreichen wäre? Wem also nützt es, mich hier zu verstecken? Wem kann ich, angesichts meiner schwindenden körperlichen, nicht aber meiner geistigen Kräfte, eine Bedrohung sein? Selbst, wenn meine Gedanken die Fesseln manch armseliger Kreatur zu sprengen vermöchten, indem sie die Macht und die Gier der Reichen, wie auch den Egoismus, die Hoffart und die Eitelkeit der

Kommunisten bloßstellen – in welcher Zeitung, auf welcher Kundgebung, mit welcher Stimme sollte ich sie denn verbreiten?

Das genaue Datum, an dem ich diese Zeilen niederschreibe, kann ich nicht nennen. Ich erahne die ungefähre Jahreszeit, da der Sommer den Zenit schon überschritten hat und die Wipfel der Bäume, die ich durch das vergitterte Fenster meines weißen Raumes, meiner Zelle, sehe, sich schon ins Gelbliche verfärben. Sie leuchten aber noch nicht wie im Herbst, so dass es wohl Ende September sein mag, anno 1850. Ich sehe indes vor mir die wenigen Dinge, die ich auf meiner letzten Flucht trotz der widrigen Umstände bis in diese Besserungsanstalt, in dieses Gefängnis hinein rettete: einen kleinen hölzernen Vogel, so kunstvoll und fein geschnitzt aus hartem Eichenholz und dabei so fachkundig angefertigt, dass die schweren, langen Reisen ihn nicht brachen, ein verwittertes Exemplar meiner eigenen Zeitung, in der ich ein Zirkular gegen mich selbst zu veröffentlichen hatte – eine Barbarei, erdacht von Köpfen, die sich fortschrittlich nennen und der gesamten Menschheit ihren allein seligmachenden kommunistischen Glauben aufzwingen und darum mir den Garaus machen wollen, mir, dem Freigeist, dem Utopisten, dem Spinner, dessen ehrliche Gefühle sie als »Liebessabbelei« in den Schmutz getreten und mir selbst dabei den Strick um den Hals gelegt haben, an dem ich hier offenbar demnächst baumeln soll; die mir, da ich am glücklichsten war, die Luft abschnürten und einen Mühlstein um den Hals hängten, der mich jedoch nicht auf den Grund des Hudson-Flusses hinab zog. Und neben all dem, in manchen, jetzt seltener werdenden Stunden: die guten Erinnerungen, an Momente mit Mathilde, meiner Frau, dem fröhlichen Lachen meines Kindes ... Alma, Mathilde – wo seid ihr?

Ich bin nicht gewillt, dem Glauben zu schenken, was vornehme Herren, die keinerlei Ähnlichkeit mit Ärzten haben, mir weis machen wollen: Ich sei zum eigenen Schutz hier ... eine Gemütserkrankung, deren Ursache man erforschen und beheben wolle, die warnend den Finger heben, wenn sie mich mit der Feder über mein Papier gebeugt sehen und damit drohen, mir bei einer Überanstrengung meines Geistes Bücher, Papier und Tinte zu entziehen ... es wird ihnen nicht gelingen.
Wo bleiben die Freunde?
Vater, weißt du von meiner Lage und kannst dich doch nicht entschließen, alles, was hinter uns liegt, zu vergessen und hierher zu kommen, um meine Freilassung zu betreiben ... ach, Vater!
Weißt du noch, wie selbst du, der du mich mit Strenge und wenig Herzlichkeit erzogen hast, wie selbst du lachen musstest, als sich – du hast es nicht mir, aber allen Bekannten in Lienen auch in meinem Beisein oft und gern erzählt – die beiden Söhne des Schusters eines Tages bei uns einfanden und sich nach mir erkundigten. Ich hatte schon für zwei Wochen das Bett gehütet, und da man eine Lungenentzündung befürchtete, sollte ich noch eine weitere Woche genesen. Da kamen also die beiden Schulkameraden, die so arm waren, dass sie Hunger litten, und fragten nach meinem Befinden. Als du sie um eine weitere Woche vertröstetest, da liefen ihnen die Tränen über die Wangen und, nach dem Grund für soviel Mitgefühl befragt, verrieten sie, dass ich sie allmorgendlich mit meinen Butterbroten versorgte und sie nun schon zwei Wochen hungernd in der Schule verbracht hätten. Die Mutter, die mich, obwohl deine zweite Frau, immer behandelte wie ihr eigenes Kind, kam hinzu und beruhigte die beiden, sie möchten morgens ans Fenster klopfen und sie werde ihnen das Frühstück hinausreichen. Das wiederum hieltest du für eine unkluge Idee und sprachst mit dem Schuster, wonach die milden Gaben weiterhin nur heimlich

übergeben wurden und nicht für jeden sichtbar am Küchenfenster unseres stattlichen Hauses mitten im Dorf an der Hauptstraße. Die Mutter aber kam später zu mir, hielt meine Hand und sprach mit aller Liebe und Herzenswärme von ihrem Stolz, mit dem sie meine Tat erfüllte, die sie zutiefst christlich nannte. Ich erinnere mich gern an sie, wenngleich ich heute, da ich mir die dunklen Gedanken mit Erinnerungen zu vertreiben suche, gern das Bild meiner leiblichen Mutter vor Augen hätte, aber es will mir nicht gelingen, ich war zu klein, als sie starb. Sie hinterließ mir ein gutes Erbe, um dessen Auszahlung ich dich beharrlich bat. Du aber hattest kein Vertrauen in meine Ideen und Pläne und hast es verweigert. Ich fürchte, Vater, diese Ablehnung wie auch die große, immerwährende Kluft zwischen uns, hat mein bisheriges Leben stärker beeinflusst als es gut war. Und sobald ich diese Mauern verlassen kann, werde ich weder den weiten Weg noch die Belastung einer letzten Auseinandersetzung mit dir scheuen. Denn ich bin ein erwachsener Mann, mit klaren Zielen, die einem Geschäftsmann wie dir nicht einleuchten mögen, die aber dennoch mein Lebensplan sind. Ja, mein Lebensplan, dem du bisher im Wege standest. Ich aber will weitergehen, falls nötig, auch ohne dich. Verzeih, Vater!

Der Mantel
selbst war sicher nicht der wahre Grund für den Zorn meines Vaters, damals, an jenem entscheidenden Tag, der das Ende meiner Kindheit besiegelte. Er war ja reich, so reich, dass er sich aus den Handelsgeschäften zurückgezogen hatte und sich als Rentier allein um die Verwaltung des großen Vermögens kümmern konnte. Den Verlust eines Mantels, der, wenngleich aus solidem Wollstoff und mit goldglänzendem, wärmendem Futter ausgeschlagen, bereits an die zehn Jahre alt war und schon meinem Vater gedient hatte, wäre leicht zu verkraften gewesen, wenn die

Umstände, die zu seinem Verlust führten, gewöhnlicher Natur gewesen wären. Aber kein grober Riss bei einem Spiel in den Wäldern und Feldern rings um Lienen, kein leichter Unfall beim Versteckspiel in den Ställen und Scheunen der Nachbarhöfe oder den streng verbotenen Kalkgruben am nahen Hang des Teutoburger Waldes hatten zu diesem Verlust geführt. Der Mantel war, so behauptete ich, einfach verschwunden – eine Behauptung, die dem Vater nicht reichte. Er hatte sich seinen eigenen Reim auf den Verlust gemacht und wusste schon, wo er suchen musste. Das wiederum wollte, ja musste ich verhindern. Die Stiefmutter hatte mich, das eigenwillige Kind, noch zurückhalten wollen, zeternd und schreiend in ihrer weinerlichen Fistelstimme, die sie in solchen Notzeiten zu benutzen wusste, wenn das kleine Reich ihres wohlgeordneten Kaufmannshaushalts in Unordnung zu geraten schien. Ich aber war schon draußen auf der Dorfstraße und rannte den Berg hinauf in den Wald, im Hemd, »jetzt, bei diesem Frost!«, zeterte sie und dass ich mir die Schwindsucht holen würde, wie viele in diesen Wintertagen des Jahres 1833. Im Hemd lief ich, denn es war mir bei Strafe meines strengen Vaters verboten, einen anderen Mantel zu tragen oder eine Jacke des Bruders zu leihen. Zu Hause solle ich bleiben und auch den Schulweg künftig im Hemd gehen, wenn es mir unter dem Mantel, dem Eigentum meines Vaters zu warm würde. »Verschenkt der Junge mir nichts dir nichts seinen Mantel!«, hatte er wütend herausgepresst, und nur seine kalte Disziplin verhinderte, dass er auch an der Oberfläche zu kochen anfing, aber er blieb kalt und äußerlich ruhig, nur wer ihn kannte, bemerkte die Anspannung. Die Mutter hatte ihn zu beruhigen versucht, sicher hätte ich ihn nur vergessen, beim Spielen im Wald und schnell würde sich die alte, obendrein inzwischen für mich viel zu kleine, zerschlissene Jacke, die ja kaum noch ein Mantel gewesen sei, wiederfinden. Nein, nein und nochmals nein, hatte der

Vater sie zurechtgewiesen, dergleichen sei nicht zu dulden und es sei kein gutes Zeichen, wenn der Sohn des Kaufmanns den Leuten zeigte, man habe Kleider im Überfluss. Dann hatte er selbst seinen Mantel angezogen, hatte anspannen lassen und war hinausgefahren, um, wie er sagte, die Sache ganz schnell ins Reine zu bringen.

Ja, ich hatte meinen Mantel verschenkt, für einen handgeschnitzten Holzvogel. Oben im Wald war es gewesen, in den ich jetzt lief, die weißen Stöße meines Atems zeigten die Kälte und die Steigung, gegen die ich mich mit aller Kraft zur Wehr setzte. Eile war geboten. Ich musste vor dem Vater auf Leinewebers Hof sein, denn der Vater würde in seiner beängstigend stillen und stahlkalten Art weiteres Leid über Heinrichs Familie bringen, das ahnte ich, das wusste ich, seit ich die Gespräche meiner Eltern zu deuten verstand, in denen mein Vater, der Kaufmann, von Schulden sprach, die dieser und jener bei ihm hatte und dass er demnächst Abhilfe schaffen oder ein Exempel statuieren wollte. So auch jetzt beim Kolon Leineweber, der die eigenen alten Eltern, zwei Geschwister, seine Frau und acht Kinder mit dem kleinen Stück Land und den zwei Kühen, die ihm noch geblieben waren, nicht ernähren konnte.

Ich spürte die Kälte nicht. Ich war quer über die Wiese gelaufen und hatte schon den Waldrand erreicht. Die Steigung hatte mich ins Schwitzen gebracht, in immer schnelleren Stößen drang der weiße Atem aus meinem Mund, ich hatte das Gefühl, mein ganzer Körper dampfte in der Kälte. Im Tal sah ich das Dorf liegen, aus dem stattlichen Haus des Kaufmanns Jakob Emanuel Kriege stieg dicker Rauch. Dort war es warm. Ich aber dachte: Wenn ich jetzt einfach immer weiterlaufe, alles zurücklasse? In zwei Stunden wäre ich in Osnabrück und von da aus ...

Das Geräusch der Kutsche erschreckte mich. Trotz meiner Abkürzung durch die Wiesen war der Vater schon unten auf dem Talweg. Ich rannte weiter, unter meinen

Schritten knirschte das gefrorene Laub, Äste knackten unter den Stiefeln. Ich lief quer durch den Wald, direkt auf den Hof der Leinewebers zu. So konnte ich dem Vater zuvorkommen, der mit dem Gespann die halbwegs befestigte Straße nehmen musste, die in langen Schleifen und Kurven über den Berg führte. Ich aber konnte abkürzen, doch die Hänge waren steil, und ich musste aufpassen, ich konnte jederzeit abrutscgen, hinunter auf den Weg und am Ende gar dem Vater direkt vor die Kutsche fallen.
Keuchend setzte ich mich auf eine flache Steinplatte mitten im Wald, die man in dieser Gegend den Hexenstein nennt oder auch den Teufelstisch, weil die kleine Felsgruppe an dieser Stelle wie der abgebrochen Knochen eines Riesen über den Hang ragt. Manche Sage wusste man über diesen Ort zu erzählen, und die Kinder aus dem Dorf trauten sich nicht bis hier hinauf. Mich aber hatten diese Steine immer magisch angezogen.
Dann, einige Tage später, hatte ein Junge dort gesessen, gerade mal so alt wie ich selbst, höchstens ein Jahr älter. Der Junge saß nur da neben einem Bündel trockener Äste und schnitzte mit einem Messer an einem Holzstück. Beim Näherkommen war unter meinen Füßen ein trockener Ast mit lautem Knacken zerbrochen, und der andere war wie ein Wiesel hinter dem Felsen verschwunden und nicht wieder aufgetaucht.
Kein Wunder, dass die Leute im Dorf von den Leinewebers merkwürdige Dinge erzählten, sie als Waldmenschen bezeichneten und als Wilddiebe, die sie ja offensichtlich auch waren.
Und gestern hatten wir uns plötzlich gegenübergestanden, der Bauernjunge und der Kaufmannsjunge.
»Hau lieber ab«, rief er mir zu, »und trau dich ja nicht, mich zu verraten. Ich weiß genau, wer du bist. Geh zurück ins Kaufmannshaus, sonst machst du dir noch den feinen Mantel schmutzig und die feinen Stiefel und das weiße Hemdchen, das die Mutti dir heute angezogen hat. Du

böser, böser Junge, gehst allein in den Wald, na, da wird die Mutti schön schimpfen.«
»Ach, Quatsch, ich mach, was ich will«, hatte ich trotzig geantwortet und all meinen Mut dabei zusammengenommen.
»Falsch, du machst, was ich will. Und ich will, dass du abhaust.«
Eine Weile hatten wir still voreinander gestanden, unschlüssig beide. Dann hatte Heinrich die Zweige, die er gerade aufgesammelt hatte, mit einem tiefen Seufzer fallen lassen und sich auf den Boden gesetzt. Ich meinte, Tränen in seinen Augen zu sehen, aber als er plötzlich zu sprechen begann, waren seine Worte nur leiser und kraftloser, nicht weinerlich.
»Ist sowieso egal, erzähl's ihm ruhig, dem Herrn Kaufmann.«
»Nein, bestimmt nicht.«
»Doch, soll er ruhig wissen, wie wir leben müssen. Dein Alter ist doch genau so 'n Schwein.«
»Aber – warum – warum ist er denn in deinen Augen ein Schwein?«
»Ja, genau so 'n Schwein, wie der Müller. Die sind doch alle gleich. Nur dass dein Alter nicht schlägt.«
»Mich schon.« Ich erschrak bei diesen Worten, galt es doch als höchstes Gebot, nirgendwo und unter keinen Umständen über die privaten Belange der Familie zu reden.
»Aber sicher nicht so wie der Müller.«
Ich verstand nicht recht. Wie konnte denn der Müller sich das Recht nehmen, einen Sohn des Leineweber-Bauern zu schlagen?
»Warum schlägt er dich denn der Müller?«
»Meinst du, der braucht 'nen Grund? Der haut einfach gern. Richtig wütend wird er, wenn's ihm nicht schnell genug geht. Aber wenn ich ihm sage: ›Das geht nicht!‹, dann geht's wirklich nicht.«

»Was geht nicht?«
»Mann, du fragst wie 'n kleines Kind! Die Reparaturen, die ich für ihn machen muss. Ich muss ins Mahlwerk klettern, weil ich kleiner bin als er oder sein Geselle. Und sein alter Kasten fällt bald auseinander, ständig geht irgendein Holzteil kaputt und ich soll's ihm richten.«
»Kannste das denn?«
»Klar. Wenn's aus Holz ist und nicht zu groß, kein Problem. Vom Opa hab ich's gelernt, der war bei den Holländern, hat ihnen sein Leinen verkauft und manchmal die großen Wiesen in Friesland gemäht. Und dabei hat er's gelernt, das Mühlenbauen und Reparieren. Wir hatten ja auch eine Mühle, aber eine Wassermühle. Großvater wollte damit unsere Webstühle antreiben, da haben wir fast ein ganzes Jahr daran gearbeitet, aber es ging nicht. Das hätte uns vielleicht gerettet. Aber Opa ist krank, und mein Vater und meine Brüder ackern auf dem bisschen Land, das wir noch haben und kümmern sich um die paar Ziegen und Hühner, die uns noch geblieben sind. Manchmal arbeiten sie im Steinbruch oder in der Kalkgrube.«
Heinrich stand wieder auf und bückte sich nach dem trockenen Holz, das er am Felsen aufschichtete.
»Jetzt soll er mal sehen, wo er bleibt. Ich geh' nicht wieder hin. Soll er mich doch suchen, der findet mich nicht. Denkt, ich bin nach Hause gelaufen, bin ich aber nicht, nur meine Brüder wissen, wo ich bin – und jetzt du – Scheiße!«
»Ich sag' nichts, bestimmt.«
Jetzt erst bemerkte ich, dass der Junge nicht aus Wut am ganzen Leibe zitterte, sondern weil ihm kalt war. Er trug nur ein Leinenhemd, und seine Hose war an den Beinen zerrissen. Dünn war er, die Backenknochen traten aus dem traurigen Gesicht hervor. Er atmete schnell.
»Hast du denn auch was zu essen hier?«
»Ach, vergiss es, ich komm' schon klar, hab' dir viel zu viel erzählt.«

Ich ahnte, dass Heinrich hier irgendwo unter dem Felsen wohnen musste und nur darauf wartete, dass ich endlich verschwand, damit er den Eingang zu seiner Höhle nicht preiszugeben brauchte.
»Hau mal ab jetzt. Bei deinem Alten stehen wir auch mächtig in der Kreide, dass du's nur weißt.«
»Tut mir leid.«
»Tut mir leid!«, wiederholte Heinrich mit einem verächtlichen Lachen. »Leid tut ihm das! Los, hau jetzt ab, und komm ja nicht wieder.«
Heinrich legte die Äste und Holzstücke auf zwei lange Weidenruten, hielt das Holz mit dem Knie fest und schnürte die Ruten zusammen. Als er das Bündel aufhob, blickte er in das samtglänzende Innenfutter meines Mantels.
»Hier nimm«, sagte ich, »du frierst, und ich brauch' ihn nicht.«
Zu meiner Verwunderung quittierte Heinrich mein Angebot mit einem höhnischen Lachen.
»Bist du verrückt? Der feine Herr braucht ihn nicht mehr? Wie soll das gehen, seinen Mantel nicht mehr brauchen?«
»Ich hab' noch einen anderen Mantel und zwei dicke Winterjacken«, sagte ich und streckte Heinrich das fein gearbeitete Kleidungsstück näher entgegen.
Erneut ließ Heinrich mit einem tiefen Seufzer sein Holzbündel fallen, und nun begann er tatsächlich zu weinen. Zögerlich, dann entschiedenen Schrittes kam er auf mich zu.
»Dann gib schon her«, sagte er laut, fast schreiend und riss den Mantel aus meinen Händen. Er zog ihn gleich an, und es schien mir, als ob ihn der Schutz des dicken Wollstoffs beruhigte.
»Warte«, sagte Heinrich und wischte sich mit der Hand die Tränen aus dem Gesicht. »Ich geb' dir auch was.«
»Nicht nötig, ich –«

»Doch!«, unterbrach er mich fast drohend. »Dreh dich um und warte!«
Ich drehte mich um und blickte durch das schüttere Astwerk des winterlich kahlen Waldes. Die Sonne stand schon tief, durch die Bäume hindurch leuchtete der rötliche Glanz auf dem weißen Kegel der alten Mühle. Deutlich sah ich die zerbrochenen Gitter der Flügel. Dort also musste Heinrich arbeiten, für Prügel als Lohn. Und mein eigener Vater war mitschuldig an der Not der Leinewebers.
Ich hörte ein Rascheln hinter mir, wagte aber nicht, mich umzudrehen.
»Hier, nimm.«
Heinrich hielt mir eine Holzfigur hin, einen Vogel aus dunklem Eichenholz, wohl eine Krähe, mit kugelrunden Augen über dem massigen Schnabel, so fein geschnitzt, dass der Vogel einen richtigen Blick hatte, einen freundlichen Blick, sehr kunstvoll gearbeitet, jede einzelne Feder war mit dünnen, feinen Linien ins Holz gezeichnet.
»Das ist doch nicht nötig. Das kann ich doch nicht annehmen.«
»Doch, du nimmst ihn«, sagte Heinrich wieder in seinem drohenden Ton, wurde aber gleich ruhiger. »Nimm ihn, bitte.«
Ich zögerte immer noch, doch dann nahm ich den hölzernen Vogel aus Heinrichs Hand, betrachtete ihn lange und verbarg ihn hinter meinem Hemd, durch das die kalte Luft pfiff.
»Und jetzt musst du gehen«, sagte Heinrich ruhig, »ich will nicht, dass der Müller mich hier findet. Er wird sicher seinen Gesellen schicken.«
»Soll ich morgen wiederkommen? Ich könnte dir was zu essen bringen.«
»Nein, lieber nicht, ich halt's noch ein paar Tage aus – und dann muss ich eben wieder hin, was soll ich machen?«
»Brot vielleicht, und ein Stück Wurst – oder lieber Käse?«

»Nein, wirklich, es geht nicht.«
Ich könnte ihm ja das Essen einfach auf den Felsen legen, dachte ich, ja, so würde ich es machen, und am folgenden Tag nachsehen, ob Heinrich es in seine Höhle geholt hatte.
»Gut, dann geh' ich jetzt also.«
»Vielen Dank für den Mantel.«
»Ich geb' ihn dir gern, du brauchst ihn nötiger als ich. Ich zieh' morgen einfach meinen anderen Mantel an. Und danke für den Vogel.«
»Is ja nur 'n Stück Holz ... und kein Wort zu Hause, wo du ihn herhast und so, klar?«
»Klar, da erfinde ich schon was, darin bin ich ganz gut.«
Und während Heinrich zum dritten Mal das Holz zusammenlegte, rannte ich schon das Tal hinab, dem Dorfe zu. Ein Ast schlug mir ins Gesicht, knapp über dem Auge. Im gleichen Moment stolperte ich über einen Baumstumpf und rollte den Abhang hinunter, Zweige zerbrachen unter mir und mit einem stechenden Schmerz und einem lauten Reißen drang ein abgerochener Ast durch mein Hemd in den Rücken, dann schlug mir der Stamm einer jungen Birke in den Magen. Ich stöhnte, schrie aber nicht. Mein ganzer Körper schmerzte so stark, dass ich nicht aufzustehen wagte. Vorsichtig tastete ich nach dem Vogel, er war unversehrt. Aber auf dem Rücken, wo der abgebrochene Ast eingedrungen war, spürte ich Blut, und als ich mein feuchtes Hemd betrachtete, stieg Panik in mir auf. Ich blutete stark. Das ließ mich den Schmerz vergessen, ich richtete mich auf. Ich war fast den ganzen Hang hinabgerollt, der Weg war nur einige Schritte entfernt. Ich lief so gut und so schnell ich konnte. Ich hatte den hölzernen Vogel in der linken Hand, die rechte, vom Blut befleckt, fiel schlaff herunter, das zerrissene Hemd hing mir in Fetzen aus der Hose.

Als ein Bauer, der mit seinem Fuhrwerk aus dem Dorfe kam, das Schreckensbild sah – ein blutender Junge im zerrissenen Hemd ohne Mantel in dieser Kälte, allein in der Dämmerung im Wald – rief er mich zu sich, und als er meinen Namen vernahm, wendete er sogleich seinen Ackerwagen und brachte mich nach Hause.

Bloomingdale Asylum,
den 13. November 1850: Da man mich hier nun schon seit vielen Wochen gefangen hält und mein Geisteszustand, wie ich schmerzhaft zugeben muss, an manchen Tagen von einer ohnmächtigen Schläfrigkeit gedrückt ist – die ich allerdings zu einem großen Teil auf die eigenartige Kost zurückführe, die ich hier zu essen gezwungen bin, will ich denn nicht verhungern – , ich also, teils bitter, teil amüsiert von den zynischen Wegen meines Schicksals, erkennen muss, dass ich bereits in jenem Zustand bin, in dem mich die anderen schon längst gern gesehen hätten: sprachlos, nicht mehr Herr meines Willens und daher künftig kein ernster Gegner. Aber mutlos nicht und kräftig genug, diese Zeilen zu schreiben. Denn es kann nicht angehen, dass meine Briefe, meine Schriften, mein bisheriges Werk jenen Inquisitoren zur Vernichtung zurückbleibt, die ihre Heilslehre zum angeblichen Wohle des gemeinen Volkes im Munde führen, das Licht ihrer sogenannten guten Sache beschwören und sich – darin wahrlich der Inquisition gleich – in Wahrheit doch den dunkelsten Gedanken hingeben. Das Zirkular gegen mich, mit dem sie meinen Niedergang einläuteten und meine einflussreiche Zeitung, den »Volks-Tribun«, der Lächerlichkeit preiszugeben gedachten, ist, wie ich schon bald danach erfuhr, keineswegs einhellig beschlossen worden, und bevor diese Erkenntnis um einer vermeintlich »höheren« Wahrheit willen mit Lügen zugedeckt wird, gebe ich hier Wort für Wort den Brief des Freundes Wilhelm Weitling wieder, den mir – nebst wenigen anderen

Schriftstücken – das Wasser des Hudson nicht entrissen hat.

Brüssel, den 16. Mai 1846
Lieber Kriege!
Du wirst die hier gegen Dich verfasste Kritik in Händen haben, in welcher sie Dich als Heuchler, feigen hohlen Schädel usw. hinstellen und Deine Gefühlsausströmungen verhöhnen. Ich allein stimmte dagegen. Das sollte ich schriftlich beifügen. Ich erklärte, daß ich das wolle, wenn sie es verlangten. »Ja«, hieß es, »künftig aber darf sich niemand von der Unterschrift ausschließen. Wenn einer auch gegen etwas stimmt, so muß er doch den Namen als dafür stimmend hergeben.« Heilberg und ich protestierten. ... Ich machte wiederholt aufmerksam, welchen schlechten Effekt ein solches Beispiel von Widerspruch haben würde, und erklärte, daß es eher in ihrem Interesse sein müsse, meinen Namen ganz wegzulassen. Ich sollte aber nicht allein unterschreiben, sondern auch noch meine Beweggründe beifügen.
Ich diktierte:
»Weitling stimmt dagegen, weil er überhaupt gegen jede derartige Demonstration ist!«
Das genügte dem Marx nicht: »Die Gründe müssen erklärt werden!«
Nun schrieb ich wie folgt:
»Der Unterzeichnete stimmte dagegen und wurde unter Zustimmung der obigen Majorität aufgefordert, seine Beweggründe darüber schriftlich abzugeben. Diese sind in kurzem folgende:
Der ›Volkstribun‹ ist ein den amerikanischen Verhältnissen vollkommen entsprechendes kommunistisches Organ, und der Eifer der Redakteure sowie der Mitarbeiter und Verbreiter dieses Organs sind ihm so erfreulich, daß er keine Neigung hat, Makel daran aufzusuchen.

Überhaupt sieht der Unterzeichnete nicht ein, warum das Interesse einer Partei, die, wie die kommunistische, in Europa so zahlreiche und mächtige Feinde zählt, erfordern sollte, ihre Waffen nach Amerika zu richten, noch weniger sieht derselbe ein, welches Interesse sie haben kann, dort ihre Waffen gegen sich selbst zu richten.
Wilhelm Weitling«

Das nannte der Marx eine erbärmliche und Seiler eine nichtswürdige Erklärung, und es wurde zuerst beschlossen, diese Erklärung nicht beizufügen, dann beschloss man, sie nur nach London, Paris und Deutschland gehen zu lassen, nicht nach Amerika ...
Ich habe diese Herren Kritiker als ausgefeimte Intriganten kennen gelernt, und mein Brief, der über Havre gegangen ist, wird Dir zeigen, wie man da noch Glauben und Vertrauen behalten kann, wo es so zugeht wie hier. Ich bin ihr ärgster Feind und krieg zuerst den Kopf heruntergeschlagen, dann die anderen, zuletzt ihre Freunde, und ganz zuletzt schneiden sie sich selbst den Hals ab. Die Kritik zerfrißt alles Bestehende, und wenn nichts mehr zu zerfressen ist, frißt sie sich selbst auf. Schon hat sie bei der eigenen Partei den Anfang gemacht, besonders seit die anderen sich nichts darum scheren. Jeder will allein Kommunist sein und stellt alle anderen als Nichtkommunisten hin, sobald er ihre Konkurrenz fürchtet. – Heß ist, wie ich, in die Acht erklärt usw. usw.«

Das schrieb mir kein Geringerer als Wilhelm Weitling. So hört denn, und lest, die ihr zurückbleibt, für den Fall, dass mich der lange, geheime Arm ihrer wachsenden Macht hier einkerkert, auf Jahre, vielleicht auf immer und mein Geist schwächer und schwächer wird: Dies schrieb ein Freund, von denen ich so viele zu haben glaubte – allein, ich höre von keinem mehr. Da könnte man wohl klein werden und verzweifeln, glaubte man nicht an die Kraft

der triumphierenden Vernunft. Aber ach, es sind die Menschen, die sie in die Welt setzen müssten, die untauglichsten Botschafter dieses hohen Gutes, klein, gierig und missgünstig.
Ich schließe, da mir das Blut zu kochen beginnt und die Mittel, die man hier in solchen Fällen zur Kühlung bereithält, alles andere als angenehm oder hilfreich sind.

New York.

Auszug aus »Das Moor schweigt nie«

Die kleine Abteilung des Grenzübergreifenden Polizeiteams, die sein Bruder Walter leitete, war in der Polizeizentrale an der Burloer Straße untergebracht. Es befand sich weiter hinten in dem quadratischen Gebäude, das einen begrünten Innenhof mit Parkplatz einschloss. Martin ging an den verschiedenen Plakaten aus vergangenen Jahrzehnten vorbei, die versicherten, dass der Polizist noch immer jedermanns Freund und Helfer sein wollte und dass man durch eigene Vorsichtsmaßnahmen dem Verbrechen diverse Riegel vorschieben konnte. Dann kamen Vitrinen mit Tatwaffen, Beweisstücken und Fotos aus dem Polizeialltag neben Urkunden, Pokalen und Zeitungsmeldungen von sportlichen Ereignissen. Ein größeres Foto zeigte seinen Bruder Walter neben seinem Vorgesetzten vor einem ziemlichen Berg aus Cannabis-Platten, gefunden in den sorgsam präparierten Kotflügeln und Hohlräumen einer Citroën-Ente mit französischem Kennzeichen.
Ja, sein Bruder war ein Fuchs. Alle hatten damals behauptet, eine Ente sei kein geeignetes Schmuggel-Fahrzeug. Zu offen, zu klapprig. Er hatte es wiegen und dann in seine Einzelteile zerlegen lassen. Ein Volltreffer, fast vierzig Kilo, direkt aus Marokko.
Das hier war seine Welt. Er hatte in seinem Leben nie etwas anderes machen wollen.
Walter war sechs Jahre älter als Martin, und im Grunde hatte er ihm den früh verstorbenen Vater ersetzt. Die Mutter war nach dessen Krebstod sehr labil geworden, hatte oft depressive Phasen gehabt und pathologische Angstzustände. Sie hatte daran gezweifelt, ihre beiden Söhne allein durchbringen zu können, sie hatte, wie man in Aarloh noch gern sagte, »nichts gelernt«, arbeitete als Hilfskraft in der Krankenhausküche und war sehr stolz auf ihren Ältesten gewesen, der zur Polizei gegangen war und auch ohne Studium dort Karriere zu machen schien. Da

war Martin zwölf gewesen und das Sorgenkind, schlecht in der Schule und dabei so viel begabter als sein Bruder, der alles nur durch besonderen Fleiß schaffte, vor allem in der Praxis, weniger in den theoretischen Aufgabenfeldern der Polizeiarbeit.
Martin war das schwarze Schaf geblieben, auch wenn er Jahr um Jahr seine Versetzung schaffte und ohne große Anstrengung auf das Abitur zusteuerte. Sehr zum Leidwesen der Mutter und des Bruders hatte er aber mit Frank rumgehangen, dem Sohn des Tierarztes, dem »Nichtsnutz«, dem »Punker«, wie die Aarloher nicht besonders freundlich sagten und von dem alle zu wissen glaubten, dass dessen Haschisch-Konsum die Grenze des mit jugendlichem Leichtsinn und Forscherdrang Entschuldbaren bei weitem überschritt.
Hässliche häusliche Szenen – Vorwürfe der Mutter, er würde seine Talente verschleudern, sein Bruder, der ihm ins Gewissen redete, mehr für sein Abitur zu tun, die große Chance, die er selbst nie gehabt hätte ...
Und beide hatten sie im Grunde Recht behalten: Martin hatte ja nach der gemeinsamen London-Reise und deren schrecklichem Ende im Schwarzen Venn im Grunde alles hingeworfen. Flucht als einziger Ausweg ... nach Lund in Schweden, zu Peer, den er in London getroffen hatte.
Was für ein unwirklicher Moment: Ein grauer Morgen, Ende November, Lomma, wenige Kilometer westlich von Lund. Auf der sacht zum Meer hin abfallenden Wiese des roten Holzhauses, die an manchen Stellen zu Ackerflächen umgestaltet ist, werden Rüben und Gemüse geerntet. Andere sitzen, in dicken Pullovern, unter dem Vordach des Schuppens an einem groben Holztisch, schälen Kartoffeln und putzen Gemüse. Vier weitere machen Musik, mit zwei akustischen Gitarren, Bongos und einer Sängerin, die mehr schreit als singt. Blonde, extrem kurz geschnittene Haare, ein jungenhafter Körper, dünn, vielleicht magersüchtig. Aus ihrem zu großen Pullover, der

wie ein Fell an ihr hängt, ragen dünne Ärmchen, die sich wie Stäbe zur Musik auf und ab bewegen, eine Vogelscheuche, die fliegen möchte ...
Zwei kommen vom Strand herauf und haben, offenbar zur Freude der anderen, eine große Menge angeschwemmtes Holz mitgebracht, das sie sorgsam in einem Schuppen stapeln. Drei stehen hinter dem Küchenfenster und nehmen die geschälten Kartoffeln und das Gemüse in Empfang, ein älterer, bärtiger Mann diskutiert mit einem jüngeren, der jetzt den Kopf hebt und irritiert nach draußen schaut: Da steht plötzlich ein Fremder mitten in der wilden Wiese und kommt zögernd näher. Zwei starre Blicke treffen sich – es ist Walter, der seinen Bruder gefunden hat. Martin glaubt Mitleid in seinem Blick zu sehen, keine Freude über das Wiedersehen, ein Vierteljahr nach seiner Flucht aus Aarloh. Martin hat nur eine Karte geschickt und ein einziges Mal seine Mutter angerufen, aber seinen Fluchtpunkt nicht genannt. Er steht auf, auch der Bärtige schaut nun verwundert auf den Ankömmling, die Musiker unterbrechen ihr Spiel, das dünne blonde Mädchen geht langsam auf Martin zu, aber er weist es ab.
»Komm mit nach Hause, Martin«, sagt Walter, und nach einer langen Pause geht Martin endlich auf den Bruder zu und umarmt ihn, als hätte er seine Ankunft schon lange erwartet, erstarrt dann wieder, als Walter die drei Worte sagt:
»Mutter ist gestorben.«
Martin schaut ihn an, als habe er ihn missverstanden, dann sickert die Botschaft in sein Bewusstsein und er sinkt an einem der Holzbalken, die das Vordach tragen, hinab auf den Boden, weint und schluchzt hemmungslos. Das magere Mädchen kommt und kniet sich zu ihm, nimmt seine Hand.
»My mother died«, beantwortet er ihren fragenden Blick. Sie erschrickt, übersetzt es den anderen, auch die letzten

sind nun aus dem Haus gekommen, die ganze Hausgemeinschaft steht in der Wiese, sie richten Martin auf und führen ihn zu einem großen runden Tisch ins Haupthaus ... Martins zitternde Hände auf dem schrundigen, grauen Holz. Im Kamin brennt ein kleines Feuer aus Treibholzstücken, dennoch bilden sich kleine Atemfahnen vor den Nasen und Mündern der schweigsam Wartenden. Es ist kalt und feucht.
Und Walter Gerwink starrt ungläubig wie ein fremder Eindringling in diese geschlossene Gesellschaft, ratlos. Wie konnte sein Bruder hierher geraten und was hat er hier gewollt? Der hebt endlich den Kopf und fragt: »Wann?«
»Letzte Woche.« Auch Walter kämpft nun gegen die Tränen. »Ich hatte ihr versprochen, dich zurückzuholen ... zu spät.«
»Wie hast du mich gefunden?«
»Ich bin Polizist.«
»Suchen sie mich?«
»Wer?«
»Die Polizei.«
»Warum sollten sie dich suchen? Du bist ein erwachsener Mensch, du kannst gehen, wohin du willst.«
Martin blickt in die Runde. Die bunte Gemeinschaft steht immer noch ein wenig unbeholfen mit traurigen, fragenden Gesichtern um den am Tisch Sitzenden herum. Jemand bietet dem weitgereisten Bruder Wein und Wasser an, Walter lehnt mit einer stummen Geste ab. Die schmale, blonde Sängerin löst sich aus der Gruppe und umarmt den immer noch weinenden Martin von hinten und schmiegt sich fest an ihn.
»Zurück?«, fragt Martin, »jetzt gleich?«
»Ja, das wäre gut, glaube ich,« sagt sein Bruder. Sein Blick geht suchend in die Runde, dann durch die Fenster nach draußen, als müsste da noch jemand sein.

»Wo ist denn deine Französin?«, fragt er, während er suchend in die Runde blickt.
»Meine Französin?« Dann versteht er. »Michelle, meinst du?«
»Ja, Michelle. Ist sie nicht bei dir?«
»Nein, warum sollte sie?«
»Wir sind davon ausgegangen, dass ihr beide gemeinsam abgehauen seid.«
»Nein, nein, das war nicht so. Jedenfalls ... ist sie nicht hier.«
»Hast du denn eine Idee, wo sie sein könnte?«
»Nein, keine Ahnung. Ich habe sie zuletzt in Aarloh gesehen, an dem Morgen, an dem ich geflo- ... weggegangen bin.«
»Schade, ich hatte gehofft, euch beide hier zu finden.«
Die Frage nach Michelle hat ihn aus seiner Trauer gerissen. Er erhebt sich, streicht dem blonden Mädchen sanft über das Gesicht und hält ihre Hand. Der Blick des Mädchens verrät Angst. Sie ahnt, dass er jetzt gehen könnte, will ihn nicht fortlassen, aber er wendet sich nach hinten und geht eine Treppe hinauf.
»Ich komme mit, sagt er, als sei die Entscheidung schon vor Wochen gefallen, »warte hier, ich packe meine Sachen.«
Das blonde Mädchen folgt ihm, durch die hellhörigen Holzdecken ist ihr Weinen zu hören. Walter lehnt weitere Einladungen, das Haus zu besichtigen und mit ihnen zu essen, ab. Er kehrt der bunten Menschengruppe höflich, aber bestimmt den Rücken zu und sucht sich selbst den Weg über die Wiese zum Meer, findet den Strand, eine lange Reihe kleiner Kiesbuchten und abgebrochener Wiesenböschungen, die aussehen, als hätte sie das Meer herausgebissen. Eine milchige Sonne scheint durch den Dunst über dem Öresund, gegenüber, einige Kilometer weiter westlich, muss Kopenhagen liegen.

Als er eine halbe Stunde später zurückkommt, steht Martin zwischen zwei dicken Seesäcken. Das blonde Mädchen hängt immer noch an ihm, scheint sich aber beruhigt zu haben. Abschiedsszenen mit den anderen, am längsten mit dem älteren, Peer, sonnengegerbt und das schüttere graue Haar zu einem Schwanz gebunden. Sie verabschieden sich in einer langen Umarmung, dann wirft die Blonde sich noch einmal weinend an Martins Hals und lässt sich nur mit Peers Hilfe von ihm trennen. Martin wirft einen der Seesäcke in den Kofferraum, den anderen verstaut er auf dem Rücksitz, dann setzt er sich hinein und schließt die Tür. Kein Winken, die anderen sind schon wieder im Haus verschwunden, Peer und das dünne Mädchen gehen langsam zurück, während Walter den Golf über den Feldweg zur Straße steuert. Martin schaut nicht zurück.
»Ist Mama denn schon ... ich meine, die Beerdigung ...«
»Nein, erst Ende nächster Woche ... Mama ist ... also ihre Leiche, die ist noch nicht ...« Walter zögert, er spürt, dass er jetzt keine dienstlichen Floskeln verwenden sollte. »Sie wurde ... tot aufgefunden ... im Auto.«
»Ein Unfall?«
»Ja, wahrscheinlich.«
»Nun sag es mir doch, Walter, bitte! Was heißt das denn: wahrscheinlich?«
»Sie haben das Auto aus dem Kanal gezogen, wir wissen noch nicht, ob es wirklich ein Unfall war ... oder ob sie vielleicht selbst ... also bewusst ...«
Martin schaut seinen Bruder an, aber dessen Blick ist starr auf die Straße gerichtet. Dann versteht er.
»Selbstmord?«
»Man weiß es noch nicht, Martin.«
»Meinetwegen?«
»Ich sagte doch, wir wissen es nicht!« Der Bruder sieht ihn noch immer nicht an, er klingt genervt.

Über Martins Wangen rollen dicke Tränen, dann verbirgt er das Gesicht in den Händen und sinkt zusammen. Walter fährt weiter, beide Hände am Lenkrad. Er hört das Schluchzen seines Bruders, sieht, wie es den gekrümmten Körper auf dem Beifahrersitz schüttelt und durchzuckt, aber er hat keinen Trost für ihn, dafür eine endlose Liste ungeklärter Fragen. Die stellt er aber jetzt noch nicht. Das ist sein einziges Mitleid.

Die Sonne hatte sich am Nachmittag endlich gegen Nebel und Dunst durchgesetzt und ließ die weißen Wellenkämme und die kleinen Wolken vor den unterschiedlichen Blautönen des Himmels und des Wassers leuchten. Hinter dem vorbeifahrenden Schiff sammelten sich die Möwen und fischten in der weißen Gischt am Heck. Walter stand auf und ging an die Theke. Er kam mit Kaffee und kleinen dänischen Kuchenstücken zurück. Martin schaute ihn an, nahm dankend einen der Kaffeebecher, ließ den Kuchen aber liegen. Er verspürte trotz der langen Fahrt keinen Hunger, und die Glasur auf den viereckigen Törtchen glänzte in Farben, die in der Natur nicht vorkamen und an Babykleidung erinnerten.

»Danke«, sagte er leise.

»Gern«, antwortete Walter. Sein Lächeln war falsch und aufgesetzt, aber die Freude darüber, dass ein erstes Wort das lange Schweigen brach, war echt.

»Ich meine nicht den Kaffee«, ergänzte Martin, »ich danke dir dafür, dass du mich gesucht hast.«

»Wolltest du denn, dass man nach dir sucht?«

Martin dachte nach. Ja, vielleicht hatte er sich das trotz allem gewünscht. Dass jemand nach ihm suchte, dass er wenigstens einem Menschen auf der Welt nicht gleichgültig war. Denn er glaubte nicht, dass es jemanden gab in seinem Leben, der seine Nähe suchte. Michelle, vielleicht. Und jetzt immerhin der eigene Bruder, im Auftrag der Mutter.

»Hab' nicht geglaubt, dass mich jemand findet«, antwortete er ausweichend.
»Aus dem Versteckspiel-Alter bist du ja wohl raus. Warum bist du denn eigentlich so sang- und klanglos abgehauen, warum muss man denn weglaufen, ohne jemandem auch nur ein einziges Wort zu sagen?«
Weil es nichts zu sagen gab, dachte Martin, nichts, außer vielleicht den einen Satz: *Ich habe einen Menschen in den Tod befördert.*
Er muss ihm die Wahrheit sagen, jetzt. Sein Bruder kann ihm helfen, er ist Polizist und kein schlechter. Walter würde sowieso herausfinden, was in dieser Nacht wirklich geschehen ist. Ein Wunder, dass er das nicht aus Frank herausbekommen hat. Ein Wunder, dass Frank dichtgehalten hat, seine Schwester Marie und sein Bruder, beide haben ihn sicher mächtig unter Druck gesetzt. Wo wird er jetzt sein? Schon abgereist nach Indien? Was sollte das heißen: Frank geht nirgendwo mehr hin?
Martin sank mit einem Seufzer auf die kunstlederne Bank. Nein, die Vaterrolle würde er dem Bruder nicht austreiben können, aber der verstand so gar nicht, dass Beruf und Arbeit, Weiterkommen, Geld verdienen das Letzte war, woran Martin jetzt dachte. Walter hatte immer etwas vor, er kannte im Grunde keine ruhige Minute. Aus dem Augenwinkel schielte Martin auf die Kritzeleien in Walters Notizbuch. Ein Wirrwarr an Stichworten, halben Sätzen, Zeichnungen. Und dazwischen deutlich erkennbar *London*.
»Mal ehrlich jetzt: Macht dir denn deine Arbeit Spaß?«
»Ja. Nicht jeden Tag – ist auch viel Routine dabei, langweiliges Zeug, Papierkram. Aber: Ja, mir macht meine Arbeit Spaß. Mit etwas Glück komme ich in das neue Grenzübergreifende Polizeiteam, GPT, ist aber noch nicht spruchreif.«
»Grenzübergreifend?«

»Geht vor allem um Drogen. Wir arbeiten dann mit dem Zoll und den Holländern zusammen, auch mit den Niedersachsen aus dem Emsland.«
Martin zeigte mit dem Finger auf die Aufzeichnungen im Notizbuch.
»Heißt das *London* da?«
»Ja, hat aber nichts mit dir zu tun. London ist immer noch ein wichtiges Zentrum im europäischen Drogenhandel. Vorher kam das Zeug meist über die Türkei und über Marseille. Aber das ist lange vorbei. Osteuropa ist auf dem Vormarsch, Polen, Tschechoslowakei. Wenn da der politische Druck wegfällt – und es sieht zur Zeit ganz danach aus –, dann müssen wir uns auf ganz neue Machtkonstellationen einstellen.«
Walter redete schon, als sei er Leiter des Drogenfahndungsteams, in das er erst einmal hineinkommen musste. London. Da hatten sie Frank angefixt, ob es seinen Bruder schockieren würde, wenn er die Geschichte erzählte? Er entschied sich für Small-Talk.
»Dieser Film mit dem Drogendealer aus Marseille, der sein Auto mitnimmt aufs Schiff nach New York, und in den Fußleisten unter den Türen ist das Heroin versteckt ... kennst du den?«
»Klar, *French Connection*. Kalter Kaffee, wenn du mich fragst. Wie kommst du da jetzt drauf?«
»Frank hat mir davon ständig erzählt, war völlig fasziniert von dem Film.«
»Ja, der Frank ...« Walter Gerwink zog die Stirn in Falten und vermied jetzt wieder den direkten Blickkontakt mit seinem Bruder. »Sag mal, Martin – und das könnte jetzt wirklich wichtig sein: Hing Frank schon an der Nadel, als ihr in London wart?«
Martin überlegte. Was wusste Walter wirklich? Es wurde also ernst. Sein Bruder war schon wieder auf der richtigen Spur.
»Ich will ehrlich zu dir sein, Walter.«

»Das wäre ganz gut, Martin, denn die Sache ist wirklich nicht komisch, ganz und gar nicht.«
»Glaub mir, ich habe bisher vielleicht zwanzig, dreißig Joints geraucht, das ist alles. Mit LSD, Heroin, Pillen aller Art hab' ich nichts am Hut. Ja, ich bin sicher, dass sich Frank in London seine erste Spritze gesetzt hat ... oder sie ist ihm gesetzt worden.«
»Du hast das gewusst? Du hast ihn nicht abgehalten?«
»Nein, pass auf: Ich erzähl dir jetzt, wie das war, und ich erzähle dir alle Details, ganz ehrlich: Wir wollten eigentlich nach Norden, Kopenhagen, Christiana, auch Franks Idee. Sprach immer vom »Freistaat«, als wäre dort das Paradies, vor allem für Drogenabhängige. Du kennst das sicher.«
»Ja, von Schulungen. Staatliches Gewaltmonopol gegen rechtsfreie Räume, Toleranz und so weiter ... aber erzähl.«
»Wir standen in Aarloh an der Bundesstraße, oben am Kanal, kamen aber nicht weg. Zwei Stunden, drei Stunden ... dann haben wir beschlossen, mit dem nächsten mitzufahren, der anhielt, egal wohin. Und das war ein LKW Richtung Ostende, also haben wir kurzerhand die Richtung gewechselt. Dann mussten wir mitten in der Nacht auf die Fähre nach Dover. Ich hatte Schiss, weil Frank eine ziemliche Menge Hasch dabeihatte, ist aber alles gutgegangen. Am andern Tag waren wir in London.«
»Und ihr hattet da keinen Kontakt, niemanden, den ihr kanntet?«
»Nee, wir haben zuerst in einer Ecke vom St. James's Park gepennt, da kamen abends immer so rund zwei Dutzend Leute zusammen, auch Mädchen dabei, war schön und völlig harmlos. Musik machen, billigen Wein saufen ... Klar, da machte so mancher Joint die Runde, da waren auch ein paar übriggebliebene Althippies, aber alles ganz friedlich. Hat mir sehr gefallen. Als es regnete, sind wir dann später in so ein billiges Sleep In am Ende des Hyde Parks umgezogen, die Stimmung blieb dieselbe. Ich hab'

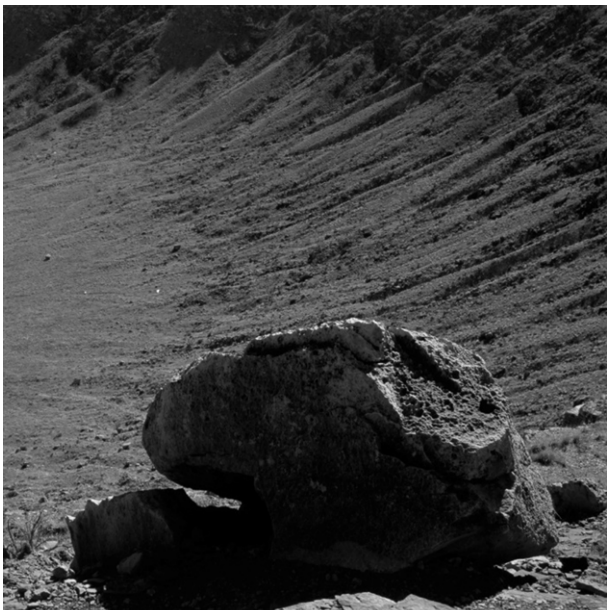
den Peer dort kennengelernt, der mit dem Pferdeschwanz, den älteren, den hast du eben gesehen, der hat mich da eingeladen nach Lund.«
»Verstehe. Er hat *dich* eingeladen, sagst du. Frank nicht?« Sein Bruder hörte jeden kleinen Unterton, ihm entging kein Detail, er musste vorsichtig sein. Oder wirklich ehrlich.
»Frank war eines Morgens nicht mehr da, ohne irgendeine Nachricht. Und wo sollst du in London jemanden suchen. Ist ja nicht Aarloh. Fand ich scheiße. Man haut nicht einfach so ab ...«
»Nein, das stimmt«, sagte sein Bruder trocken, »das macht man eigentlich nicht.«
Martin stutzte. Diese Bemerkung galt ihm, aber er ging darüber hinweg.
»Eigentlich war ich nicht richtig wütend auf ihn, eher traurig. Ich habe ja eigentlich keinen anderen Freund als Frank, und dann hält er es nicht einmal für nötig, mir zu sagen, wo er hingeht? Wir hatten doch diese Reise gemeinsam angetreten, und ich fühlte mich ... ja, irgendwie auch für ihn verantwortlich. Jedenfalls kam er zwei Tage später völlig verstört zurück. Lag im Grunde nur in seinem Schlafsack auf der Parkbank und hat gepennt. Einmal hing sein linker Arm raus, da hat Peer mich beiseite genommen, mir die Einstiche gezeigt und mir geraten, ganz schnell mit Frank aus London zu verschwinden. Und als er wieder einigermaßen fit war, hab' ich ihn quasi in den Zug nach Brighton getragen. Die Leute haben wahrscheinlich gemeint, er wäre besoffen.
Ja, und in Brighton haben wir dann am Strand bei den Piers gelegen, da ging es ihm wieder sehr schlecht, er hat gezittert, wollte nichts essen und ich hab' den Krankenpfleger gespielt. Und da war mir sonnenklar, ich will das nicht. Niemals. Glaubst du mir das?«
Walter schaute ihn an. »Ja, Martin, das glaube ich dir. Und es war gut, dass du dich um ihn gekümmert hast. Die

haben ihn angefixt. Da hätte alles Mögliche passieren können, von der Polizei mal ganz abgesehen.«
»Ich hatte die Schnauze gestrichen voll. Ich wollte nur noch weg, das hab' ich ihm auch deutlich gesagt. Wir haben uns richtig gezofft. Ich hatte das Gefühl, da ist was kaputt, das ist nicht mein Freund, der sieht mich gar nicht. Er hat mich angeschrien: *›Dann geh doch zurück in dein verpisstes Aarloh, bleib da, bist du verreckst – ich mach das sicher nicht.›* Nee, er wollte ja nach Indien, der Idiot, was soll ich mit so einem, Walter? Das ist vorbei mit Frank und mir.«
In Walters Blick meinte Martin jetzt auch Mitgefühl zu sehen, Trauer und Verständnis. Sein Bruder sah ihm wieder tief in die Augen und legte seinen Arm um Martins Schultern.
»Und da habt ihr euch getrennt?«
»Nein, leider nicht. Wir sind zurück nach Dover, wieder mit der Fähre rüber nach Ostende und dann Richtung Norden. Ich hatte mich schon wieder breitschlagen lassen, er wollte unbedingt noch nach Amsterdam und erst danach nach Hause. Ich war einfach nicht entschieden genug, Walter, ich hab' sonst keinen Freund, verstehst du. Und trotzdem war ich stocksauer. Was will der noch in Amsterdam? War aber bald klar, was er da wollte.«
»Ich ahne es, er brauchte Nachschub.«
»Nee, er faselte etwas von einer genialen Idee, damit hätte er sehr schnell das Geld für ein ganzes Jahr im Fernen Osten zusammen. Der Spinner. Also haben wir uns wieder die Nächte um die Ohren geschlagen, im Vondelpark. Er hat die Abreise immer weiter rausgezögert, hatte da irgendein Treffen arrangiert, zwischendurch von einer Telefonzelle aus telefoniert, mit wem auch immer, hat er mir nicht verraten. Und dann stand ich plötzlich mit ihm irgendwo im Amsterdamer Hafen, nicht weit vom Bahnhof entfernt, da sollte das Treffen stattfinden, für eben diesen

Job. Sprach allerdings immer von *unserem* Job, obwohl er mich überhaupt nicht gefragt hatte.«
»Du hattest keine Ahnung, was für ein Job das sein sollte? Ich meine, allzu viel Phantasie braucht man ja nicht ...«
»Tut mir leid, Walter, ich bin vielleicht nicht so schlau, wie du, ich hatte wirklich keine Ahnung.«
»Ja, ja, sei nicht gleich wieder beleidigt, erzähl weiter. Was für eine angeblich so geniale Geschäftsidee steckte denn dahinter – vielleicht liege ich mit meiner Vermutung ja völlig falsch?«
Martin zögerte. Wenn er jetzt zu viel preisgab, wenn er diese Grenze überschritt und die Geschichte wahrheitsgemäß bis zu Ende erzählte, bis zum Versinken des Porsches im Schwarzen Venn, dann war er selbst dran, dann hatte er den Rest nicht mehr unter Kontrolle.
»Martin?«
Sein Bruder sah ihn besorgt an.
»Du musst mir das sagen, erzähl weiter, das könnte sehr, sehr wichtig sein. Ich sag dir nachher auch warum. Aber erzähl mir bitte, worin dieser gut bezahlte Job bestehen sollte.«
»Das war ein ziemlich schäbiges Büro. Angeblich handelten die mit Brennstoffen, Propangasflaschen standen da rum, Briketts, Kohle und so was ... roch auch danach, aber irgendwie kam mir das merkwürdig vor. Das war eigentlich kein Büro, da gab es nicht mal eine Schreibmaschine, keine Karteikästen, oder Aktenordner, nichts, einfach eine Art Garage, und dreckig.«
»Stand da draußen irgendein Name über der Tür, gab es ein Firmenschild?«
»Mag sein, aber ich kann dir nicht mehr sagen, was da draufstand. Irgendein niederländischer Allerweltsname, van de Beer oder sowas. Er ist da allein reingegangen, ich habe draußen gewartet, da lagen ein paar Kanalschiffe am Kai, sah tatsächlich nach Kohlenstaub aus, was da noch in den Ladekammern war. Nach ’ner halben Stunde kam er

raus, tanzte über die Straße und meinte, Indien läge jetzt nur noch einen Steinwurf entfernt. Erst dachte ich, er hätte bei denen angeheuert, wollte vielleicht als Hilfsmatrose mitfahren oder sowas, keine Ahnung. Was das genau für ein Job war, das weiß nur Frank.«
Walter schwieg. Es hatte den Anschein als dächte er nach. Vielleicht zweifelte er auch an der Erzählung seines Bruders.
»Das ist sehr schade«, sagte Walter. »Wir können Frank nicht mehr fragen.«
»Warum? Ist er tatsächlich schon weg ... nach Indien?«
»So weit ist er nicht mehr gekommen. Er kam nur bis ins Schwarze Venn.«
»Wie meinst du das?«
Walter legte wieder seinen Arm um die Schultern des Bruders und sah ihn ernst an.
»Es ist so, Martin ... Frank ist tot.«
Die Brüder schauten sich in die Augen, Martin spürte, wie ihm das Blut in die Magengegend sackte.
»Ist er ... im Moor ...?« Martins Stimme zitterte. »Ist er ertrunken? Das kann doch nicht sein, er kannte doch die Gegend, wir sind da doch als Kinder ...« Martin wurde jetzt lauter, als könnte er den Schrecken dieser zweiten Todesnachricht einfach übertönen. »Verdammt, Walter, das kann doch nicht sein!«
»Doch, Martin, ist aber so«, sagte Walter ruhig. »Er hat sich erhängt, an der alten Eiche, vor zwei Wochen. Er hat das alles sorgfältig vorbereitet, er ist raufgeklettert, hat sich eine Überdosis gesetzt und ist dann runtergefallen, mit der Schlinge um den Hals ...«
Wieder sank Martin in sich zusammen, aber Walter hielt ihn im Arm. Hinter der milchigen Scheibe versank langsam die Sonne im Meer. So saßen die Brüder eine Zeitlang reglos hinter dem orange-roten Resopaltisch und schauten auf das Tablett mit den leeren Kaffeebechern. Als eine

schnarrende Ansage den Fährhafen von Puttgarden ankündigte, half Walter seinem Bruder auf, stützte ihn und führte ihn wie einen Gehbehinderten auf das untere Deck, wo sie das Auto bestiegen.
Quietschend und knarrend hob sich hydraulisch die Bugspitze und entließ die Fahrzeuge auf das Festland.



Berringer-Krater, New Mexico.

Auszug aus »Mondriaans letzter Baum«

(4)

Als Ari Wardenaar an diesem nebligen Novembermorgen seinen Klappspaten in die halbgefrorene Erde des Lüntener Waldes senkte, hatte er nicht die leiseste Ahnung, dass er gerade begonnen hatte, sein eigenes Grab zu schaufeln.

Er stand vor einer mächtigen Eiche, die hier schon gewiss mehr als ein Jahrhundert überdauert hatte und legte die dicken Wurzeln am Fuß des Stammes frei. Zwischen den armdicken Strängen wanden sich die kleineren Wurzeln wie Schlangen auf dem Haupt der Medusa. Genau dieses Gewirr brauchte er für seine Vorzeichnungen. Aus dem Nebel traten die grauen und schwarzen Linien hervor. Dunkel und kräftig die Äste im Inneren der Krone. Fein und grau, im Nebel fast verschwindend, die filigranen Enden der blattlosen Zweige. Im Grunde waren sie das gespiegelte Abbild des unterirdischen Geflechts der Wurzeln, die Wasser und Nährstoffe aus dem Erdreich nach oben leiteten. Das war das Wesentliche. Ein Baum bestand nicht nur aus dem Sichtbaren, sein organisches Wesen, das Zusammenspiel von oben und unten, war nur darstellbar, wenn man auch die unsichtbaren Strukturen darstellte und dafür eine künstlerische Umsetzung fand.

Das Wesentliche. Wer würde es später erkennen? Wer würde nachempfinden können, dass ein Maler in diese Kälte ging und in dicke Winterkleidung gehüllt, die rechte Hand in einem halben Handschuh, der die Finger frei ließ, vor seiner Feldstaffelei saß und das Wesentliche suchte, das er in groben und feinen Strichen zum Vorschein bringen wollte?

Die Zeichenkohle glitt über den grauen Karton und hinterließ knirschend ihre Spuren, manchmal zischte sie bei diesen Bewegungen wie Sandpapier auf Holz, mal

quietschte und pfiff sie. Wie die Kreide des Lehrers auf der schwarzen Schultafel der Zwergschule in Steenbeek oder wie die Griffel auf den Schiefertafeln, wenn die jüngeren Schüler Blütenblätter, Stempel und Staubgefäße vom großen Bild am Kartenständer abzeichneten, während der Lehrer gleichzeitig den Älteren das Bruchrechnen beibrachte. In der kleinen Achterhoek-Schule saßen 1958 drei Jahrgänge in einer Klasse.

Ari Wardenaar war kein guter Schüler gewesen, dafür aber schon damals der beste Zeichner und Maler der Klasse. Aber selbst wenn er manchmal das Privileg genoss, nach dem Unterricht, auf dem Stuhl des Lehrers stehend, schematische botanische Zeichnungen, für die es kein Kartenmaterial gab, vergrößert und mit farbigen Kreiden für den nächsten Tag aus dem Lehrbuch an die Wandtafel zu bringen, bedeutete es dem Lehrer Verheyen nicht viel. Er selbst hatte dadurch weniger Arbeit, aber dass es hier ein Talent zu fördern gab, kam ihm nicht in den Sinn. Daran änderten auch Aris Aquarelle nichts, die fein schattierten und farblich sehr genauen Blüten, die er anfangs noch dem Lehrer stolz gezeigt hatte, bald aber lieber darauf verzichtete. Verheyen hatte nur noch ein schnelles *Ja, ja, sehr schön* dafür übriggehabt. Nein, man musste diesen Jungen nicht dafür loben. Verheyen hielt es vielmehr für seine Pflicht, den drohenden Irrweg des Kindes zu verhindern. Man musste den Ambitionen des Vaters entgegenwirken, der selbst viel Zeit mit dem Zeichnen von Karikaturen verbrachte. Und waren etwa die Spaziergänge mit dem Onkel, einem anerkannten Heimatmaler, der die Bauernhöfe der Umgebung und die Flusslandschaften an der Berkel skizzierte, um sie in seinem Atelier in große Ölgemälde zu verwandeln, die doch niemand haben wollte – war das alles der Entwicklung eines jungen Mannes wirklich zuträglich? Ganz abgesehen von den Malstunden mit seiner Großtante Agatha Zethraeus? Deren Bilder hingen manchmal in kleineren regionalen Galerien, aber nicht in

namhaften Museen. Sie hatte aber zeitlebens keine Gelegenheit ausgelassen, um ihre Seelenverwandtschaft mit Piet Mondriaan zu unterstreichen. Ja, mit dem großen Mondriaan war sie befreundet gewesen, bis an dessen Lebensende. Mit ihm hatte sie zusammen gemalt, lange bevor er mit seinen abstrakten roten, blauen und gelben Rechtecken zwischen schwarzen Gittern weltberühmt geworden war.
Weltruhm für uninspirierte Handwerkskunst, wie sie jeder Anstreicher besser hinbekam? Verheyen war das unbegreiflich. Konnte das die Bestimmung eines Lebens sein? Die Beschäftigung mit Linien und Farben das einzige Ziel eines Lebensweges? Sicher nicht. Die Abbildung der Welt hatten doch längst Fotografie und Film übernommen, demnächst würde es auch in dieser abgelegenen, bäuerlichen Grenzregion des Achterhoeks in jedem Haus einen Fernseher geben.
Und die Reaktionen seiner Mitschüler waren für die charakterliche Entwicklung des Jungen sicher auch nicht förderlich. *Mädchenkram*. Und hatte das schmächtige Kerlchen die Bilder überhaupt selbst gemacht oder hatten Vater, Onkel und Großtante Agatha ihm dabei die Hand geführt? Zeichnen und Malen waren wie Stricken und Häkeln. Sie konnten die viel wichtigeren Leistungen in Sport, Rechnen, Lesen und Schreiben keinesfalls ersetzen.

Das Wesentliche wuchs stets im Schatten oder unter der Erde, die er nun soweit abgetragen hatte, dass das Gewirr der Wurzellinien darstellbar wurde. Nein, er hatte es damals nicht als schlimm empfunden, keine Freunde zu haben. Was hatte er mit den Gleichaltrigen zu schaffen? Er war klein, nicht besonders mutig, nicht schlagfertig genug für die nicht immer harmlosen Späße der anderen. Während sie nachmittags ihren Spielen nachgingen, saß er lieber über seinen Zeichnungen und Aquarellen, um sie später seiner Großtante zu zeigen. Er besuchte Agatha

Zethraeus so oft es ging an den Wochenenden und fuhr mit dem Zug von Winterswijk nach Zeist, südlich von Utrecht, um ihr seine neuesten Werke zu zeigen. Vater und Onkel waren strenge Lehrmeister, aber seine Großtante konnte er mit seinen Bildern begeistern, zumindest hatte Ari dieses Gefühl. In jedem Fall war es Agatha, die ihn in seiner ganz entschiedenen Absicht, Künstler zu werden, stets bestätigte.
Ja, Ari Wardenaar, war aus der Zeit gefallen, das wusste er selbst.
Und er wollte es so.

Bewegung tat gut. Marie hatte sich ein forsches Schritttempo angewöhnt. Sie liebte diese klare Luft, die weiß gefrorenen Ränder der Wassertümpel im Venn, das Knistern des vom Raureif überzogenen Grases in den Schattenflächen der Bäume, wenn sie abseits der Sandwege querfeldein lief.
Das neue Leben, dachte sie oft und erschrak dann selbst vor dem Pathos, das in diesen drei Worten lag. Aber es war ja wahr: Das schnelle Eingreifen des Sondereinsatzkommandos hatte sie vor nunmehr drei Monaten aus den Fängen des niederländischen Drogendealers Henk Verbeek, genannt *Henk der Henker*, befreit und vor dem sicheren Tod bewahrt. Auch ihr Freund Martin, der Dorfpolizist, der zur gleichen Zeit gefesselt im brackigen Moorwasser des Schwarzen Venns gelegen hatte und fast ertrunken wäre, hatte im Grunde ein zweites Leben bekommen. Jetzt aber freuten sich beide auf die gemeinsamen neuen Wege und das bisher nicht gekannte Gefühl einer echten Lebensgemeinschaft. Eine neue Nähe. Ja, das Leben war trotz der schrecklichen Vorfälle schöner geworden.
Hinter dem Weißen Venn, schon auf niederländischem Gebiet, öffnete sich der Wald zu einer größeren Lichtung, auf der sich in der Mitte die schwarzen Konturen eines

prächtigen Baums im Gegenlicht abzeichneten. Marie rätselte noch, ob die blattlosen Äste und Zweige zu einem Ahorn, einer Eiche oder einer Linde gehörten, als sich zu ihrer Überraschung hinter dem Stamm etwas zu bewegen schien. Sie ging in einem weiten Bogen um den Baum herum und sah einen Mann, der vor einem Zeichenbrett an einer Staffelei saß. Als Stuhl diente ihm ein ausklappbarer Sitz an einem Handstock, wie ihn Jäger benutzten, die auf Wild ansaßen. Der Mann mochte um die siebzig sein, vor seinem weißen Bart wehten im Gegenlicht die Atemfahnen in der Kälte. Sie näherte sich vorsichtig, aber der Zeichner war so vertieft in seine Arbeit, dass er Marie nicht zu bemerken schien. Auf dem großen Zeichenblatt erkannte sie ein Gewirr von Linien und die schwarze Fläche des Stamms, der sich am unteren Ende des Blattes, wie ein Trichter auszuweiten schien.
»Kommen Sie gern näher!«
Marie erschrak und überlegte, ob sie das Angebot annehmen sollte. »Nur Mut, ich beiße nicht!«, sagte der Mann und blieb weiter konzentriert in seine Arbeit vertieft. Aus dem halben Wollhandschuh seiner rechten Hand schauten die Finger heraus, die ein Stück Zeichenkohle hielten und emsig über das Papier fuhren, um dann wieder für einen kurzen Moment innezuhalten.
»Nein, ich beiße wirklich nicht!«, wiederholte der Mann, ohne den Blick von seinem Blatt abzuwenden. »Es ist nur mein verbissener Gesichtsausdruck bei der Arbeit. Berufsbedingt. Haben Sie also keine Angst und sagen Sie mir einfach, was Sie sehen, wenn Sie so freundlich sein wollen.«
Der Mann hatte etwas Liebenswürdiges in seiner tiefen Stimme und einen Akzent, der ihn eindeutig als Niederländer auswies.
»Na gut, danke für die Einladung«, sagte Marie und näherte sich. »Also, was sehe ich ...? Sie haben da unten die

Wurzeln freigelegt in der Erde, die scheinen Ihnen also wichtig zu sein.«
»In der Tat, das war ich und nicht die Wildschweine.«
»So wie es aussieht ...«, Marie suchte nach den passenden Worten, »... ich denke ... vielleicht ging es Ihnen um die Entsprechungen ... das Gewirr der Äste oben und das Durcheinander der Wurzeln unten, dazwischen der schwarze Stamm in den alles mündet ...«
Jetzt sah der Zeichner doch von seinem Blatt auf und legte die schwarze Zeichenkohle in eine Holzschachtel zu seinen anderen Stiften und Kreiden. Er schaute Marie an, lächelte und nickte wohlwollend.
»Genau so ist es. Sie haben es erkannt! Man vergisst immer, dass der Baum unter der Erde eine ebenso große Ausdehnung hat wie überirdisch. Ein Organismus, die Wurzeln wie Adern, Kabel, wenn Sie wollen, Energiekanäle, über- und untereinandergelegt nach einem undurchsichtigen Plan, verworren, aber die Lebensbedingung für die breite Krone oben ... entschuldigen Sie, ich beginne zu dozieren.«
»Nein, nein, ich finde das durchaus interessant«, beruhigte ihn Marie, während sie überlegte, woher sie diese Stimme und diese Art zu reden kannte.
Der Künstler nahm nun eine blaue Pastellkreide, mit der er die Konturen des Stammes und die Struktur der Rinde betonte.
»Ja, blaue Baumrinde?, werden Sie sich fragen. Aber sehen Sie, es kommt noch schlimmer.« Er legte den blauen Stummel zurück in den Kasten und suchte nach einem anderen. Zu Maries Verwunderung fügte er kurze rote Striche und kleine zitternde Linien hinzu, die dem Stamm plötzlich ein Volumen gaben und ihn rund aussehen ließen. Er stand auf, nahm Abstand und neigte sich schräg zur Seite, als wollte er hinter sein Zeichenbrett schauen. Dann schüttelte er leise stöhnend den Kopf, ging beherzt

auf seine Staffelei zu und riss in einer heftigen, fast aggressiven Bewegung das Blatt vom Block.
»Halt, stopp!«, schrie Marie. »Sie wollen doch nicht etwa …«
»Doch, genau das will ich«, entgegnete der Zeichner und wollte das große Blatt zerreißen.
»Warten Sie!«, bat Marie. »Schmeißen Sie es nicht weg, ich würde es gern haben.«
»Was wollen Sie denn damit? Was sehen Sie denn darin, was gefällt Ihnen?«
»Die Art, wie Sie mit den wenigen farbigen Akzenten den ganzen Charakter des Baums verändert haben.«
»Charakter? Seit wann haben denn Bäume einen Charakter, ich meine, im Sinne einer moralischen Kategorie?«
»Gut, nennen wir es Volumen, Gewicht, Stärke …«
»Ja, da kommen wir der Sache schon näher! Das war in der Tat meine Absicht, aber es funktioniert nicht so, wie ich es mir vorstelle … mein Gott, verzeihen Sie, es kommt gar nicht so oft vor, dass sich jemand für meine Arbeit interessiert … und ich bekomme dann diese Lehrerhaltung, ja, ich weiß das. Schlimm! Einmal Lehrer, immer Lehrer! Aber noch lange kein Grund, wildfremden Menschen seine Gedanken aufzuzwingen.«
Er ließ das Blatt ganz und reichte Marie die farbverschmierte Hand. »Wardenaar, Adrian Wardenaar.«
Maries Stirnfalten verrieten eine Mischung aus Überraschung und Zweifel.
»Wardenaar?«, fragte sie, »Ari Wardenaar?«
Jetzt zeigte Aris Gesicht den gleichen Gesichtsausdruck. »Kennen wir uns denn?«
»Ja, Ari Wardenaar, Gymnasium Vreden, 1986, wenn ich mich recht erinnere.«
»Sie waren eine Schülerin von mir?«
»Allerdings!«
Marie sah den jüngeren Wardenaar vor sich. Meist in grauer Breitcordhose, in der er hoffnungslos versank, die

Hosenbeine umgeschlagen über hellgrünen oder babyblauen Socken und hellbraunen Halbschuhen mit Budapester Lochmustern; im schwarzen Samtsakko mit lauter kleinen Farbflecken und der Baskenmütze auf dem Kopf, die er auch jetzt trug und die so aussah, als sei sie noch die gleiche wie vor fünfunddreißig Jahren.
»Aber als wir Abitur machten, da waren Sie schon weg.«
»Ja, ich habe es nicht lange ausgehalten im deutschen Schulwesen. Das war nichts für mich. Das niederländische übrigens auch nicht.«
Jetzt streckte ihm Marie ihre Hand entgegen. »Marie Gerster.«
Wardenaar schien in seinem Gedächtnis zu kramen. »Gerster? Die Tochter des Dorfarztes von Aarloh?«
»Fast. Mein Vater war dort Tierarzt.«
»Ja, die Welt ist klein.«
Wardenaar warf noch einmal einen kurzen Blick auf seine Zeichnung, dann rollte er sie zusammen und überreichte sie Marie. »Na, meinetwegen – ein echter Wardenaar ... aber ohne Signatur.«
»Das macht nichts. Danke!«
»Es ist einfach noch nicht das, was ich will.«
Er setzte sich wieder auf seinen merkwürdigen Handstockschemel mit der ausklappbaren Lederfläche, suchte ein passendes Stück Zeichenkohle aus seinem Holzkasten und begann von neuem. Mit vorsichtigen, leichten grauen Strichen zuerst, dann kräftiger. Einige Flächen zwischen den dickeren Linien verwischte er mit dem Zeigefinger.
»Die Zeichnung ist ja nur die Vorstufe, ich brauche dieses besondere Licht hier draußen, jetzt im November, die Skizze muss so gut sein, dass ich mich zu Hause an die Lichtstimmungen und die Kontrastverhältnisse erinnere. Die farbigen Teile, so klein sie auch sein mögen, sind entscheidend, vor allem die Farben in den Schatten. Wenn Sie damals was gelernt haben sollten bei mir, dann auf jeden Fall, dass Schatten nie grau oder schwarz sind, da ist

immer ein Farbanteil darin. Das können diese groben Pastellkreiden gar nicht wiedergeben, das muss ich zu Hause dann mit Ölfarben machen.«
»Sie arbeiten an einem Ölgemälde?«
»Ja, das hier ist ein Kompromiss: Ich versuche, hier in der Kälte sozusagen Notizen zu machen. Eigentlich müsste ich hier natürlich vor einer Leinwand stehen, mit Pinseln und Ölfarben. Aber nun bin ich ja schon etwas älter, die Kälte macht den Fingern zu schaffen, ganz abgesehen von der Arthrose, die sich langsam in den Gelenken ausbreitet ... und die mich irgendwann lähmen wird. Aber soweit sind wir noch lange nicht. Es sind immer diese Momente, Frau –"
»Gerster, oder Marie, wenn Sie mögen ...«
»Ja, gern, Ari ... also diese kurzen Momente, Marie, sehen Sie: Die Sonne steht jetzt noch hinter dem Nebel, sieht eher aus wie der Mond, und dann diese leichten Farbtöne in den Schatten, das versuche ich mir mithilfe der Skizze zu merken und dann in meinem Atelier umzusetzen.«
»Aber Sie haben kein Atelier in Aarloh, oder? Dann wären wir uns doch sicher schon einmal begegnet.«
»Nein, mein Haus ist weiter nördlich, oben hinter Lünten, im Grunde ziemlich genau auf der Grenze. Ein altes, verschachteltes Bauernhaus, mit einer großen Tenne, umgebaut zum Atelier ... Sie dürfen mich da gern mal besuchen.« Er fischte eine Visitenkarte aus seinem Malkasten, verziert mit einem Baummotiv, wie ein Holzschnitt mit farbigen Akzenten, darunter sein Name und seine Profession in zwei Sprachen: *Schilderen en Restauratie / Malerei und Restaurierung*.
»Wohnen Sie denn noch in Aarloh?«, fragte er, während die Kohle quietschend über das neue weiße Blatt glitt.
»Ja, seit kurzem in dem schicken weißen Bungalow am Rande des Droste-Hofs, vielleicht kennen Sie das Haus. Wenn Sie hier durch Wiesen und Wälder laufen, ist es eigentlich kaum zu übersehen. Der flache schneeweiße

Bau hinter dem Kiefernwäldchen. Wir mussten einige der Bäume fällen lassen, jetzt ist es von Süden her sichtbar.«
Der Maler hielt plötzlich inne, drehte sich zu Marie und legte seine Zeichenkohle in den Kasten.
»Ja, natürlich, der weiße Bungalow. Ich komme meistens mit dem Bus, ich habe kein Auto. Dann laufe ich von der Landstraße querfeldein ins Weiße Venn. Der Droste-Hof, ja, ja ...«
Wardenaar hatte die Stimme gesenkt. Seine Gesichtszüge wurden weicher, die angespannte Konzentration des Zeichners war verschwunden.
»Sagen Sie, Marie, dann müssen Sie doch den alten Bernhard Droste-Terhahn gekannt haben. Sind Sie etwa mit ihm verwandt?«
»Nein, nach seinem Tod ... wie soll ich sagen ... nun, es ist einiges passiert ... und vieles ist anders geworden ...«
»Ja, davon weiß ich. Ich war sogar auf seiner Beerdigung, sein Tod ist mir nahegegangen.«
»Kannten Sie ihn gut?«
»Ja, ganz gut. Er war ja trotz seiner – wie soll ich sagen – Landherren-Attitüde eigentlich auch ein kunstsinniger Mensch. Ganz im Gegensatz zu seinem Sohn, der das Geld lieber in alte Autos steckte.«
»Der Werner ... der ist inzwischen auch gestorben.«
»So? Na ja, kann nicht sagen, dass es mir um ihn leid täte. Habe mich oft gefragt, was der wohl mit Bernhards Kunstsammlung machen wird. Der hatte ja so gar keine Ahnung, hat sich immer über uns lustig gemacht.
Marie stutzte. »Das heißt ... Sie kannten ihn auch?«
»Nein, nicht wirklich. Wenn wir zu den Matineen kamen ... lange ist's her, hat er immer kleine Witzchen gerissen, über uns und über unsere Frauen, die er wohl alle für Flittchen und Aktmodelle gehalten hat. Ein grober Kerl, vor allem, wenn ihm der Champagner zu Kopf stieg. Sein Vater, der Bernhard, der war eine gute Seele. Der hatte ein

Herz für uns Künstler. Ich habe einmal einige seiner Bilder restauriert. Der hatte da einige echte Schätze. Das hätte eine bedeutende Privatsammlung werden können!«
Marie begann intuitiv zu strahlen. Sie hatte den richtigen Mann gefunden. Wardenaar sah ihr glänzendes Gesicht. »Sie sehen aus, als hätten Sie gerade eine Erleuchtung, Marie!«
»Ja ... also ... nein. Ich freue mich nur, Sie getroffen zu haben. Und über die Erleuchtung reden wir später. Jetzt erfrieren mir langsam die Füße, und ich störe Sie bei der Arbeit. Wenn Sie mögen, komme ich Sie besuchen!«
Marie schaute auf Wardenaars Visitenkarte.
»Bestimmt?«, fragte der Maler zweifelnd.
»Ganz bestimmt! Schon in den nächsten Tagen. Ich rufe Sie vorher an.«
»Na schön, ich freue mich. Aber ich muss Sie warnen: Mein Haus ist eine völlig chaotische Malbude! Erwarten Sie also nicht zu viel, bitte.«
»Doch, doch, meine Erwartungen sind groß. Und machen Sie sich keine Sorgen – ich kann mit chaotischen Zuständen bestens umgehen.«
Marie lachte, rollte die Zeichnung etwas enger zusammen und machte sich auf den Weg durch das Venn. Vom Waldrand aus wollte sie dem Maler noch einmal zuwinken, aber als sie sich nach ihm umdrehte, war Wardenaar schon wieder so in seine Zeichnung vertieft, dass er die Welt um sich herum vergaß und auch Maries lauten Abschiedsgruß nicht hörte.
Er musste schnell sein und das besondere Morgenlicht einfangen, bevor das härtere Licht der Mittagssonne die vielfarbigen Schatten in schwarze Löcher verwandelte. Aber es war schon zu spät. Das Gespräch mit der neuen Unbekannten hatte ihn von der Arbeit abgehalten. Dennoch hatte er es genossen, endlich wieder jemanden zu treffen, der sich für seine Arbeit interessierte. Der Dunst verflog, und aus dem milchigen Mondkreis wurde die

grelle Sonne. Zeit, die Zeichenutensilien einzupacken und den Heimweg anzutreten, den Packen aus Zeichenmappe, der eingeklappten Feldstaffelei und dem Kasten mit Kohle, Graphit und farbigen Ölkreiden auf den krummen Rücken zu laden und wie ein armer Reisigsammler früherer Zeiten in sein kleines Reich zurückzukehren. …

(13)

Pier 13 ... Paul Hahnemann war nicht abergläubisch, aber er hatte nie verstanden, warum sich DeWitt immer hier mit ihm treffen wollte und nicht im altehrwürdigen und nobel ausgestatteten Firmensitz seiner Bank in der Amsterdamer Heerengracht.
Das Restaurant *Pier 13* im Holzhafen war vielleicht ambitioniert renoviert und mit Architekturpreisen ausgezeichnet worden, für ihn aber hatte es immer noch die ungemütliche Anmutung eines schon vor hundert Jahren ausgemusterten Frachters. Der riesige Ofen mitten im Gastraum sah aus wie der Kessel eines mittelgroßen Dampfschiffes. Nacktes Eisen und die geschwungenen Träger eines Frachtraums, die langen Reihen der Vernietungen – wie eine geheime Botschaft in Blindenschrift für einen Riesen ...
Was wollte ihm der Bankdirektor in Anwesenheit seines Anwalts an neuen Geheimnissen verraten, hier, wo alles nach Eisen, Rost und dem Schweiß muskulöser Seeleute roch, die die Kohlen unter den Kessel geschaufelt hatten? Teile der Ankerwinden und Ketten hatte man dekorativ im Eingangsbereich platziert. Überall Stahl und eiserne Härte – nicht Hahnemanns Welt.
War es Zufall, dass er hier der einzige Gast war?
DeWitt war so alt wie er. Dessen Welt bestand aus Spekulationen und nicht immer legalen Finanzgeschäften, das wusste Hahnemann, und er konnte nicht leugnen, dass Geld und die Insignien eines sichtbaren Erfolgs auch

in seinem eigenen Leben eine Rolle gespielt hatten. Er kam aus einfachen Verhältnissen und hatte in der Kunstgeschichte den Platz gefunden, an dem seine Eloquenz und Phantasie am besten zu ihrem Recht kamen. Hoogleraar Kunstgeschiedenis aan de Universiteit Twente in Enschede ... Auch in den Niederlanden war es etwas Besonderes, als Deutscher zu einer Hochschulprofessur zu kommen. Seine Bücher zur klassischen niederländischen Moderne standen in mehreren Sprachen in den Bibliotheken.

Was gab es noch groß zu bereden? Warum sollte das Ende einer recht langen und für alle Seiten lukrativen Geschäftsverbindung noch einmal beklagt oder nachträglich idealisiert werden? Gut, man musste aufpassen, dass keiner der Beteiligten einen dummen Fehler machte. Er hatte seinen Beitrag dazu geleistet, Ari Wardenaar stand unter seiner persönlichen Beobachtung, und Gerrit Nijkerk hatte die etwas heikle Lage längst erkannt. Niemand hatte etwas in der Hand, mit dem er den Anderen erpressen konnte. Zum Glück war bisher alles gutgegangen, es war an der Zeit, dass er wieder mehr wissenschaftlich arbeitete und sich auf sein Renommee als Kunsthistoriker besann. Er war nicht DeWitts Mann fürs Grobe, er würde sich wieder ganz in den Dienst der Wissenschaft stellen.

Durch ein Bullauge schaute Hahnemann auf die maroden Docks des alten Hafens. In der Ferne ragten die modernen Hochbauten der neuen Amsterdamer Skyline über die löchrigen Dächer der Lagerschuppen mit ihren über und über mit Graffitis beschmierten Wänden und den eingeschlagenen Fenstern. Warum ließ man ihn warten? Er fühlte sich unwohl in diesem Restaurant inmitten der Hafenödnis. Das schöne, das goldene Amsterdam seiner späten Jugend, als er in den großen Museen vor den Originalen studiert und in einer kleinen Dachwohnung am Leidseplein an seiner Doktorarbeit geschrieben hatte, war so weit weg, dass er die eigenen Erinnerungsbilder kaum

noch chronologisch sortieren konnte. Wann hatte bei ihm der feste Glaube an das *Schöne, Wahre und Gut*e nachgelassen? Wann hatte die Gier angefangen heller zu leuchten als der schöne Schein der Bilder?
DeWitts Ankunft riss Hahnemann aus seiner Grübelei. Er betrat das Restaurant wie immer in Begleitung seines Rechtsanwalts Cornelius Heebing. DeWitt wurde vom Personal des Restaurants wie ein alter Bekannter begrüßt, seine fahrigen, nervösen Gesten deuteten aber schon an, dass er heute nicht zu einem entspannten Geschäftsessen gekommen war. Sein suchender Blick durch den Schiffsladeraum fand den Professor in einer hinteren Ecke. Er ging auf ihn zu und begrüßte ihn mit den Worten: »Wir haben einiges zu bereden, Paul, aber nicht hier drinnen.«
Sie waren noch immer die einzigen Gäste. An der Theke wählte er im Vorbeigehen ohne lange zu suchen und zu diskutieren ein Gericht aus, und fragte die anderen beiden nur kurz, ob sie mit Seezunge und Fjordforellen einverstanden seien. Die nickten, und er schob sie freundlich nach draußen.
Die Mittagssonne war warm, aber das helle Licht, das sie auf die umliegenden Ruinen warf, konnte das marode Gesamtbild nicht aufheitern. Immer wieder schaute DeWitt sich um. War das Verfolgungsangst oder nur seine übersteigerte Nervosität?
»Ich denke, da es nicht so kalt ist«, begann er, »können wir ein paar wichtige Dinge vor dem Essen hier draußen besprechen, hier hört uns niemand.«
Der Professor zog die Stirn kraus, es ging also um etwas Ernstes.
»Was ist denn passiert?«, fragte er angespannt.
»Noch nichts. Jedenfalls nichts, was uns direkt anginge. Aber – wie soll ich sagen? – da draußen braut sich möglicherweise etwas zusammen, das uns sehr schaden könnte.«

»Wen genau meinst du mit *uns*? Und warum hast du deinen Rechtsanwalt mitgebracht?«
»Später, Paul, später! Sag mir zunächst: Bernhard Droste-Terhahn ist ja nun tot – was passiert mit seinem Erbe?«
»Wird eine Stiftung, wie man hört.«
»Auch seine Sammlung? Oder wird die verkauft?«
»Keine Ahnung. Alleinerbin ist seine Tochter, was die damit vorhat, weiß ich nicht.« Hahnemann überlegte kurz, dann kam ihm eine Idee. »Sag mal, kann es sein, dass der alte Droste die Bilder damals auf Pump gekauft hat und ihr jetzt bei der Erbin die Schulden eintreiben müsst? Das wäre doch kein Problem, der ganze Hof muss doch Millionen wert sein.«
»Nein, nein, nein. Es geht um ganz andere Dinge. Wie soll ich es sagen ...«
Der Rechtsanwalt setzte an, eine Erklärung zu liefern, wurde aber von DeWitt gleich mit einer deutlichen Geste zurückgepfiffen.
»Offiziell weiß unsere Bank überhaupt nichts von unseren damaligen gemeinsamen Geschäften, und das muss auch so bleiben. Wenn die Erbin jetzt anfängt, Bilder zu verkaufen, dann hoffe ich, dass sie einer erneuten Prüfung standhalten.«
»Meine Expertisen sind über jeden Zweifel erhaben!«
»Das hoffe ich, Paul, es sollte nicht der geringste Verdacht aufkommen, denn dann werden sie auch prüfen, woher das Geld gekommen ist, mit dem Bernhard Droste-Terhahn seine Bilder gekauft hat, und es ist von höchster Priorität, dass sie genau das nicht rausfinden.«
»Drogengelder?«
»Ja auch ... aber vielleicht sogar schlimmer ...«
Der Banker sah in das zerknirschte Gesicht des Professors, während der Rechtsanwalt sich an die Kante des Piers begab und unbeteiligt aufs Wasser schaute. DeWitt setzte neu an.
»Hast du von dem Mord in Greven gehört?«

»Nein. Greven bei Münster?«
»Ja! Mein Gott! Liest du keine Zeitung, siehst du keine Fernsehnachrichten?«
Der Banker hatte sich in seiner Nervosität etwas im Ton vergriffen.
»Nicht so aggressiv, bitte! Warum sollte ich mich für jeden regionalen Skandal interessieren, für jede Lokalposse? Da hätte ich viel zu tun!«
»Lokalposse? Wenn vor deiner Haustür ein Finanzmakler erschossen wird und die Behörden inzwischen international ermitteln?«
»International?«
»Ja, weltweit! OIF Greven, Oldenburg-Inter-Finanz, das war eine unserer gut getarnten ... wie soll ich sagen ... eine Eingangspforte, über die ...«
Heebing drehte sich nervös um und schüttelte mahnend den Kopf.
»Jedenfalls schaute da keiner so genau hin«, fuhr DeWitt fort, »das war praktisch, es gibt einen Flughafen, direkte Verbindungen nach München, Berlin, Schiphol ... das war gut für unsere Kunden ...«
»Was soll das, Herman, was willst du mir erzählen?«, blaffte ihn Hahnemann an. »Was hab' ich denn mit deinen Geld-Schiebereien zu tun?«
DeWitt trat nahe auf ihn zu, sorgsam beäugt von seinem Anwalt.
»Eine ganze Menge, Paul! Du hast davon profitiert!« DeWitt begann, sich in Rage zu reden. »Du magst das Geld-Schieberei nennen, aber es war meine Strategie, mein ziemlich genialer Plan. Als sich Sint Maarten aus dem Antillenverband löste und ich meine Bank dort aufbaute, da hatte das noch keiner auf dem Plan, da schauten alle noch neidisch auf die Cayman-Inseln, ich war da der Pionier, Herr Professor, und auch deine Anteile sind über Sint Maarten –«

»Was Herr DeWitt sagen will –«, unterbrach ihn Heebing, »jede neue Untersuchung seiner Transaktionen könnte auch Ihnen persönlich schaden!«
Hahnemann lächelte arrogant. »Ich bin, wie Sie inzwischen wissen sollten, Herr Heebing, ein angesehener Kunsthistoriker. Kein Richter dieser Welt wird mir unterstellen wollen, dass die Honorare für meine Tätigkeiten aus Drogengeldern stammten.« Er sah den Banker lächelnd an und zog die Schultern hoch. »Davon habe ich einfach gar nichts gewusst. Muss ich auch nicht. Ich muss glaubhaft begründen können, ob ein Bild echt ist oder nicht ... und es hat nie ein Problem gegeben, nicht einmal bei Sotheby's oder Christie's.«
DeWitt sprang auf.
»Es geht hier nicht um ein paar Zehntausende aus Bernhard Drostes Drogenküche. Das sind peanuts!« Er ging auf Hahnemann zu. »Aber ignorant, wie du bist, hast du natürlich auch nichts von der falschen Krypto-Währung gehört, wegen der unser Mann in Greven erschossen worden ist. Die fackeln nicht lange, Paul, die sind gefährlich und wir sollten alles ... jedenfalls will ich nicht der Nächste sein ... wir haben Gelder international operierender –«
Heebing war schnell auf DeWitt zugegangen, jetzt legte er ihm die Hand auf die Schulter. »Ich glaube, das reicht!«
DeWitt schwieg und ließ sich entkräftet auf der Bank nieder, während Heebing wieder an die Kante des Piers trat und den Schiffen nachschaute während er sagte: »Sie können die Gefahr und die internationalen Dimensionen nicht ermessen, Herr Professor. Künftig wird nicht nur gefragt werden, woher das Bild stammt, sondern auch woher das Geld kommt, mit dem es gekauft werden soll ... woher es kommt und wohin es geht. Die Geldwege sind erheblich interessanter als Farbzusammensetzungen und der Duktus des Pinselstrichs.«
»Lasst mich doch mit euren Geldwegen zufrieden!«, schrie Hahnemann, »das ist euer Problem! Nochmal: Ich bin

Kunsthistoriker, ich habe euch zugearbeitet, mehr nicht. Damals wart ihr mir dankbar, ich habe eben die Entwicklungen auf dem Kunstmarkt sehr früh erkannt, früher als eure Analysten und Fondsmanager! Davon haben wir alle profitiert. Ja, und ich habe für ein paar lukrative Geschäfte gesorgt, die lukrativsten liegen jetzt über fünf Jahre zurück, das ist juristisch alles längst verjährt!«
Jetzt setzte Heebing ein süffisantes Lächeln auf und drehte sich dem Professor zu.
»Sie haben also schon recherchiert, gut, gut. Ja, Betrug mit gefälschten Bildern, das verjährt in der Tat nach fünf Jahren. Sie sind Deutscher wie ich, und nach deutschem Recht wird das in der Tat so gehandhabt. Fünf Jahre. Aber freuen Sie sich nicht zu früh. Sie waren ein Trio: der Maler, der Galerist und der Professor. Das erfüllt den Tatbestand der bandenmäßigen Kriminalität, da liegt die Frist nach deutschem Recht bei zehn Jahren.«
»Das heißt nichts anderes ...« DeWitt sprang auf und ging auf den Professor zu, senkte aber die Stimme. »Das heißt nichts anderes, Paul, als dass sie unsere gesamten Aktivitäten seit 2011 untersuchen können. Ich habe das Institut direkt nach der Autonomie von Sint Maarten dort gegründet, das war 2010. Einige Jahre später haben wir mit den Transaktionen angefangen.«
»Zum allerletzten Mal –«, sagte Hahnemann ruhig. »Ich habe mit diesen *Transaktionen*, wie ihr das nennt, nichts zu tun. Mir können sie nur anhängen, dass ich mich vielleicht in der Echtheitsprüfung eines zu teuer verkauften Kunstwerks geirrt habe. Das beschädigt meinen Ruf, aber es wird mich nicht den Kopf kosten.«
»Sie sollten sich da nicht so verdammt sicher sein!« Auch der Rechtsanwalt wurde jetzt aggressiver. »Wir werden nicht zulassen, dass ein kleiner, alter Maler, der nochmal die große Kohle wittert, Staub aufwirbelt und die sorgfältig getarnten Geschäftsbeziehungen zu unseren Kunden ruiniert. Die müssen wir jetzt beruhigen! Denn, wenn die

Unruhe und Chaos wittern, dann fragen die nicht lange nach, dann handeln die! Und wie, das haben wir bereits in Greven gesehen. Also sorgen Sie dafür, dass wieder Ordnung einkehrt. Und Stillschweigen. Spuren beseitigen, *tabula rasa*, Herr Professor!«
»Ich bin nicht blöd, das habe ich längst gemacht. Nijkerk weiß Bescheid und der Maler auch. Vielleicht solltet ihr auch mal ein wenig aufräumen und Ordnung herstellen. Ich bin vielleicht nicht so gut informiert wie ihr, aber von den Panama-Papers habe ich auch schon gehört. Also erstmal vor der eigenen Tür kehren, macht ihr mal *tabula rasa*, auch in Sint Maarten ...«
Hahnemann wunderte sich, dass DeWitt schallend zu lachen begann.
»Das hat doch Irma schon für uns besorgt!«
Wer sollte nun das wieder sein, die Frau fürs Grobe? Der Bankier sah das fragende Gesicht und erklärte lachend: »Irma, ein Wirbelsturm, der ist 2017 über die Insel gefegt, hat unsere Filiale und unsere Büros zum Einsturz gebracht und alles ins Meer gespült, Dokumente, Festplatten, alles. *Tabula rasa*!«
»Was Herr DeWitt sagen will«, erklärte Heebing, »ist, dass wir uns vor Untersuchungen, die Sint Maarten betreffen, nicht fürchten. Wichtiger sind die Spuren vor Ort, hier und in euren Provinznestern an der Grenze. Spuren aus der Anfangszeit, vor allem die, die älter als fünf Jahre sind. Denn, wie gesagt, ihr seid zu dritt, da ist mindestens einer zu viel. Bei drei Beteiligten wird eure Staatsanwaltschaft auf bandenmäßige Kriminalität gehen, und damit zehn Jahre zurück. Das ist dann sehr wohl Ihr Problem, Herr Professor. Uns betrifft das nicht direkt, denn wir, nicht wahr ...«, er schaute DeWitt lachend an, »wir haben beste Kontakte zur unserer Staatsanwaltschaft.«
»Zum Glück!«, bestätigte der Bankier.
Ein Kellner trat aus dem Eingang des Restaurants und winkte herüber.

»Das Essen ist fertig«, sagte DeWitt und fügte eine Bitte an: »Ich würde mich freuen, wenn wir das – sagen wir – etwas ernste und angespannte Gespräch beim Essen nicht fortsetzen würden.«

Die Männer aßen schweigend. Professor Dr. Paul Hahnemann, sonst ein Freund guten Essens und guter Weine, hatte keinen Appetit. Die Seezunge lag ihm schon jetzt schwer im Magen. In diesem stahlschwangeren Ambiente des Restaurants *Pier 13* und im Beisein dieser beiden Tischgenossen schmeckte alles nach Eisen. Wie eine blutende Wunde im Mund. Er stocherte lustlos in seinem Gericht herum, das die anderen beiden als hervorragend lobten. Wohin er schaute, drängte sich die Zahl Drei auf: Drei Gänge hatte das Menu, drei Gläser mit edlem Chablis leuchteten in der Mittagssonne auf dem weißen Tischtuch, drei Möwen saßen auf dem Geländer vor dem Fenster.
Mindestens drei brauchte es für eine kriminelle Vereinigung.
Aller guten Dinge waren nicht immer drei.
Drei ist keine gute Zahl, dachte Hahnemann, *drei ist einer zu viel, und die 13 ist sicher keine Glückszahl. …*

(14)

Ein scharfer kühler Wind wehte um die Backsteinfassaden der alten Winterswijker Giebelhäuser an der Catharina-Straat, Wardenaar hatte Mühe, seine Zeichenmappe festzuhalten. Schwer atmend stand er vor dem kleinen Schaufenster der Nijkerk-Galerie und schüttelte den Kopf. Reflektiert vom Fenster eines gegenüberliegenden Hauses fiel das rötliche Sonnenlicht auf das Bild einer Katze auf gelbem Grund. Es sah aus wie das Erstlingswerk eines fünfjährigen Kindes. Die Hinterbeine stachen wie die

Spitzen zweier Handstöcke aus dem Hinterteil, das gesichtslose Tier schien zwei Münder, aber keine Nase zu haben, die Schnurrhaare waren in groben Strichen gleich doppelt gemalt.
Hinter der Scheibe erschien der Galerist, Gerrit Nijkerk, und nahm das Bild von der kleinen Tischstaffelei. Dabei fiel sein Blick auf Wardenaar, und es hatte den Anschein, dass er beim Anblick des Malers erschrak. Nach kurzem Zögern winkte er Ari herein. Ein feines Klingeln von Porzellanglöckchen begleitete seinen Eintritt in den kleinen Ausstellungsraum. Er suchte einen Sessel, fand aber keinen. Beim Blick auf seine Füße stellte er fest, dass er Spuren hinterließ. Die Erde der Achterhoekschen Felder, über die er gestern bis zur großen Eiche gelaufen war, klebte noch an seinen Stiefeln.
Er verhielt sich still. Gerrit Nijkerk führte offensichtlich ein aussichtsreiches Verkaufsgespräch mit einer älteren Kundin, deren faltiger Hals von den großen Perlen einer dreifachen Kette nur unzureichend verdeckt wurde. Breite goldene Armbänder und Ringe mit Steinen in der Größe von Mantelknöpfen ließen keinen Zweifel daran, dass Geld keine große Rolle in ihrem Leben spielte. Es war einfach da.
»Ich möchte meiner Enkelin ein Kunstwerk schenken«, sagte die Dame und überlegte ihre Wortwahl sorgsam. »Ein Bild ... mit kindlichem Motiv, aber auf ... auf Augenhöhe, verstehen Sie?« Gerrit Nijkerk nickte dienstbeflissen. »Kunst soll sie nicht erschrecken, es soll ihr eher sagen: *Das kann ich auch*.«
»Sicher kein schlechter Ansatz«, bestärkte sie der Galerist. »Und sie liebt Katzen!«
»Um so besser, ich denke, dann machen Sie sicher nichts falsch. Und was die Investition angeht: Es ist ein echter Karel Appel, und wir haben in den letzten Jahren eine enorme Wertsteigerung bei den Malern der CoBrA-Gruppe erlebt.«

»Ja ... also ...« Wieder deutete sich ein Zögern an, und Wardenaar meinte ein leichtes Zittern in Nijkerks Mundwinkeln zu sehen. Die Angst des Tormanns beim Elfmeter, die Spannung des Jägers vor dem Schuss, das Flackern in den Augen des Spielers beim *rien ne va plus* am Rouletttetisch.
»Gut, so machen wir es!«, sagte die Dame endlich, und das Gesicht des Galeristen erhellte sich. Er ging zum Schreibtisch und legte ihr ein Papier vor, das wohl der Kaufvertrag war. Wardenaar konnte aus seinem Winkel die Summe nicht erkennen. Als er sich vorsichtig nähern wollte, während die Frau das Papier unterschrieb, traf ihn wieder der grimmige Blick des Galeristen, der ihm mit vorgestreckter Hand jede Annäherung verbot.
»Lieferadresse ist ja bekannt, ich freue mich sehr, auch für Ihre Enkelin, sie wird bestimmt Freude an dem Bild haben.«
Nijkerk begleitete seine vermögende Kundin zur Tür. Sie warf im Vorbeigehen einen Blick auf Wardenaar, vor allem auf seine verdreckten Schuhe und verließ die Galerie.
Noch ehe die Türglöckchen verklungen waren, zischte Nijkerk den Maler an: »Kannst du nicht anrufen? Was willst du denn?«
Das letzte Nachmittagslicht war aus der engen Gasse verschwunden, Nijkerk ging nach hinten, um die Lampen einzuschalten. Ari nutzte den kurzen Moment und schaute auf den soeben unterschriebenen Vertrag. 9200 Euro.
»Und wozu hast du deine Mappe mitgebracht? Du weißt doch, dass ich dir nichts abnehmen kann. Das gerade war der erste Verkauf seit drei Wochen. Ich kann den Laden bald dichtmachen.«
»War der Appel eigentlich echt?«
»Na klar, was denkst du denn!?«

»Gar nichts. Aber 9200? Da wäre mehr drin gewesen.«
Nijkerk ließ den Vertrag schnell in einer Schublade verschwinden.
»Das geht dich nun wirklich überhaupt nichts an!«
»Karel Appel ist leicht zu fälschen. Dicke Farben aus den 50er-Jahren, die gibt's noch, die Leinwand etwas künstlich gealtert ... Übrigens stammt die Katze gar nicht aus der CoBrA-Phase.«
Wardenaar griff sich das Bild und wollte auf die Rückseite schauen, aber Nijkerk nahm es ihm aus der Hand und trug es in die Werkstatt.
»Was willst du, Ari?«
»Und außerdem hat Appel so viele Variationen dieses Katzenmotivs gemalt ... mit rotem Hintergrund, mit blauem ... jetzt weiß ich auch warum: Es muss zum Mobiliar eines jeden Kinderzimmers passen!«
»Was willst du?«, fragte er erneut und sein Ton wurde schärfer.
»Ach Gerrit!«, stöhnte Wardenaar. »Wohin sind wir gekommen? Du verkaufst reichen Damen Wandschmuck fürs Kinderzimmer ... IKEA für Besserverdienende ...«
»Ari, zum letzten Mal: Warum bist du hergekommen? Um meine Kundschaft zu vergraulen? Um meinen Laden zu verdrecken?«
»Nein, um dich an alte, glücklichere Zeiten zu erinnern.«
Ari setzte sich auf die Kante des Tisches, seine faltige Hand, auf der man die Spuren seiner letzten Malfarben erkannte, glitt über das lackierte Mahagoniholz.
»Damals, als über diesen Tisch noch echte Geschäfte liefen.« Er griff sich einen Vertragsentwurf von einem der Stapel. So schlecht schienen die Geschäfte gar nicht zu laufen. Nijkerk riss ihm das Papier wütend aus der Hand.
»Ich schulde dir nichts, Ari, gar nichts!«
»Dann nimm meinen Besuch einfach als spontane, nostalgische Anwandlung eines alternden Malers, der sich an seine glorreicheren Zeiten erinnert.«

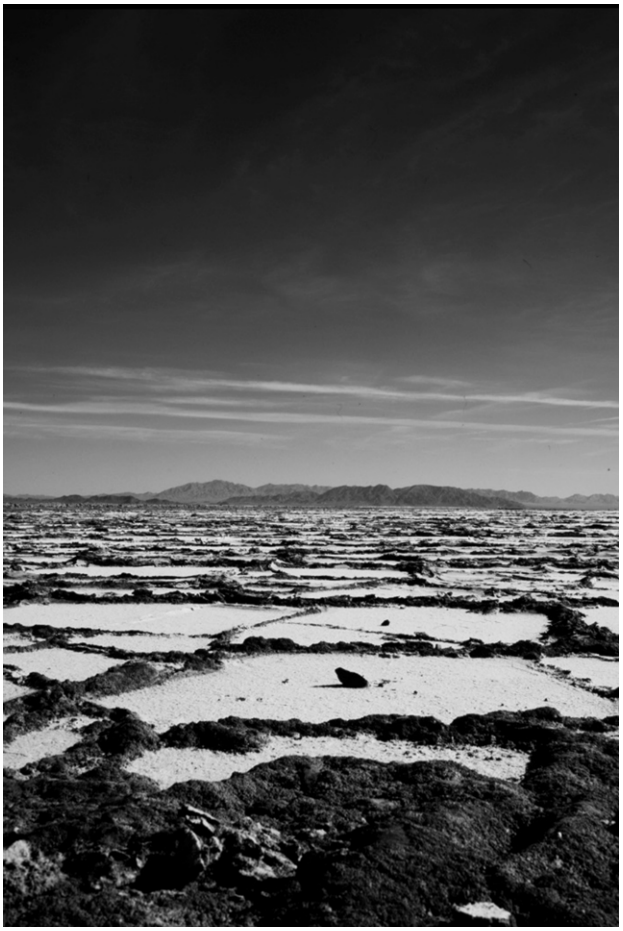
Nijkerk schaute ihn an. Sein Gesicht verlor die Strenge.
»Ich weiß, dass es dir nicht gut geht, Ari. Aber mir geht es auch nicht gut, ich kann die Zeiten nicht ändern, und ich kann sie schon gar nicht zurückdrehen.«
»Aber du kannst dir meinen Dante-Zyklus nochmal anschauen.« Wardenaar holte seine Mappe, legte sie auf den Tisch und öffnete sie. Nijkerk warf nur einen flüchtigen Blick auf das erste Bild der Sammlung.
»Bemüh' dich nicht, Ari. Den hast du mir 2015 schon mal angeboten, da war Dantes 750. Geburtstag, ja, ich weiß, jetzt ist sein 700. Todestag und du hast vermutlich nichts Neues daran gemacht.«
»Doch, sonst würd' ich's dir nicht nochmal anbieten. Die Farben, Gerrit, die sind neu.«
Wardenaar blätterte, bis er ein aussagekräftiges Blatt gefunden hatte, auf dem das leuchtende Rot des Höllenfeuers im Kontrast zu einem blauen Hintergrund stand, vor dem sich die grauschwarzen Zeichnungen dunkler Gestalten und Monster abhoben.
»Ach, Ari! Überleg doch mal: Wie viele Maler vor dir haben sich schon mit diesem Thema beschäftigt? Warum stellst du dich freiwillig in eine Reihe mit den Großen, den ganz Großen: Botticelli, Doré, Dalí ... die Liste lässt sich endlos fortsetzen. Versteh' mich doch, wem soll ich das denn verkaufen?«
Ari klappte seine Mappe zu. Eigentlich hatte er nichts anderes erwartet.
»Gut, du kannst die Zeit nicht zurückdrehen, aber vielleicht kannst du mir dennoch eine Frage beantworten: Was passiert mit der Droste-Sammlung?«
Diese direkte Frage traf Nijkerk unvorbereitet. Er stutzte und fragte sich, warum der alte Maler das wissen wollte.
»Ich habe keine Ahnung. Ich weiß, dass er tot ist. Ich vermute, dass die Sammlung noch vollständig ist. Wenn die Erben irgendwas davon verkaufen wollten, hätten sie sich vermutlich an mich gewandt. Mein Name steht ja auf all

den alten Rechnungen, das ist ja immer alles ordnungsgemäß abgewickelt worden, damals.«
»Ordnungsgemäß ...?« Wardenaars bitteres Lachen ließ den Galeristen wieder aggressiver werden.
»Auch du hast davon profitiert, vergiss das nicht!«
»Wie könnte ich das? Das war ja quasi mein Lebenswerk. Andere Künstler schaffen ihr eigenes Œuvre, ich habe im Grunde im Stundenlohn gearbeitet, fremdbestimmt.«
»Pah! Stundenlohn! Wir haben dich fürstlich beteiligt.«
»Fürstlich mögen eure Gewinne gewesen sein, meine reichten nur für den Lebensunterhalt!«
Nijkerk schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ja, nachdem du dir dein Luxushaus am Wasser gebaut hast. Wir haben dich gewarnt damals, Paul und ich, wir haben dir gesagt *Leg was zur Seite, Ari, das bleibt alles nicht so, das kann morgen schon zu Ende sein*. Das hast du in den Wind geschlagen. Nun kommst du und machst auf notleidender Künstler!«
Wardenaar blieb ruhig.
»Du bist mein Galerist, Gerrit. Ich erwarte von dir, dass du dich für mein Werk einsetzt! Ich bin besser als Karel Appel!«
»Gut oder schlecht, das sind schon seit mindestens fünfzig Jahren keine Kriterien mehr im Kunstgeschäft. Dafür kann ich nichts. Ich mache diese Preise nicht, ich bin nicht der internationale Kunstmarkt. Meinst du denn, die Dame hier gerade, die könnte zwischen gut und schlecht unterscheiden? Eine Wertanlage, im Kinderzimmer, für Kinder, die schon alles haben.«
»So eine Appel-Katze mit verdrehten Füßen und Schnurrhaaren, die aussehen wie Reisigbündel, die male ich dir noch vor dem Frühstück! Kannst du bei mir bestellen, in allen erdenklichen Farben, kein Problem. *Ach, ihr Sofa ist burgunderrot? Dann schlage ich einen blauen Hintergrund vor, wegen des Kontrasts ... und den Rahmen dann vielleicht*

in Mauve? Sehr wohl, Mevrouw, stets zu Diensten! Ach, das ist alles so erbärmlich ...«
Ari klemmte sich seine Mappe unter den Arm. »Ja, ja, dir geht's schlecht ... wenn ich mal Zeit habe, dann bedaure ich dich, Gerrit!« Er ging zur Tür.
»Warum, verdammt nochmal, bist du gekommen?«
»Mir geht es um meine Werke in der Droste-Sammlung. Ich will nicht, dass die so sang- und klanglos an irgendeine alte, reiche Dame weitergereicht werden – falls du das verstehst.« Ari hatte die Klinke schon in der Hand, wandte sich aber nochmal dem Galeristen zu. »Nein, das verstehst du nicht, du verstehst etwas von Zahlen und Gewinnmaximierung. Ach, was soll's! Ich muss einfach begreifen, dass die alten Freundschaftsbande längst gerissen sind. Uns hält nichts mehr zusammen. Rette sich, wer kann!«
Ari lachte wieder bitter. »*Bande*, das trifft's eigentlich ganz gut. Wie geht es eigentlich dem feinen Herrn Professor? Ist dem das egal, was mit der Droste-Sammlung passiert? Das sollte es nicht!«
Jetzt verdichteten sich Nijkerks Züge zu einer gefährlich ernsten Maske. Wardenaar hatte die Tür schon geöffnet, die Glöckchen bimmelten lieblich und steigerten sich zu einem aufgeregten Sturmgeläut, als Nijkerk den Maler beim Kragen packte und ihn zurück in den Laden zog.
»Du sagst mir jetzt sofort, was du vorhast, Ari! Was soll das Gerede von der Droste-Sammlung?«
»Ist kein Gerede. Da liegen meine Bilder. Weit unter Wert verkauft! Wir wissen beide warum. Aber jetzt bin ich blank und muss sehen, wo ich bleibe. Und ich werde einen Weg finden – auch ohne euch. Grüß den Professor von mir. Und jetzt lass mich los, ich muss den letzten Bus kriegen!«
Die Glöckchen fanden zu ihrem lieblichen Ton zurück, die Tür fiel ins Schloss. Nijkerk schaute dem Maler nach, wie er in seinem langen Mantel als schwarze Silhouette im

Licht der Straßenlampe über das glänzende Kopfsteinpflaster ging, seine große Mappe unter dem Arm. Was mochte er im Sinn haben?
Eigentlich hasste er diese Künstler. Arrogant, wenn man ihnen zu Geld und Ruhm verhalf; devot und weinerlich, wenn sie einsehen mussten, dass nun Andere im Zenith standen und ihre eigene, ach so große Zeit vorbei war. Und manchmal wurden sie auch intrigant und unberechenbar, wie Ari Wardenaar. Man musste ein Auge auf ihn haben.

Sólheimarsandur, Island.



Salzwüste bei Amboy, Kalifornien

Lyrik
Niederdeutsche Gedichte

Aus »De Lüe De Wäör De Tied«

Heimat

wao me lährt,
wat Tied is:
wu se äs ’n Sniägel
düer de Rabatten krüpp
an ’n langen Suomernomedagg
üerwer de brune Äer’
tüsken de griesen Stejne
de draihet ehr’n Schatten
sacht in’n Dageskrink

Up’t Perron

in de Dräöhe
vön hier nao dao
up de Staohlspöörs
de ieserne Singsang
de Lejder
van gientsiet
van Ännerland
twej Dage bet Lissabon
twintig bet Wladiwostok

wi bejde
üernswao daotüsken
men
us
helpt
kin Kursbook

Heimat

wo man lernt, was Zeit ist:
wie sie wie eine Schnecke
durch die Rabatten kriecht
an einem langen Sommernachmittag
über die braune Erde
zwischen den grauen Steinen
die dreh'n ihren Schatten
sacht im Tageskreis

Auf dem Bahnsteig

in den Drähten
von hier nach dort
auf den Stahlspuren
der eiserne Singsang
die Lieder
von drüben/jenseits
von Anderland
zwei Tage bis Lissabon
zwanzig bis Wladiwostok

wir beide
irgendwo dazwischen
aber
uns
hilft
kein
Kursbuch

Twej

de Stundman
luert op Kundschop
ower kinejn' häv de Tied
sick alle Tricks verklöern te laoten
in de lüttke Videothek
wao he nu
Actionfilms
utlennt

de Primaballerina
danzt up spitze Föüt'
tou de Nachtmusik
ut't Kufferradio
för den pas-de-deux
is in ehr Dackkamer
nich nouch Platz

Zwei

der Stuntman
lauert auf Kundschaft
aber keiner hat die Zeit
sich alle Tricks erklären zu lassen
in der kleinen Videothek
wo er jetzt
Actionfilme
verleiht

die Primaballerina
tanzt auf spitzen Füßen
zur Nachtmusik
aus dem Kofferradio
für den pas-de-deux
ist in ihrer Dachkammer
nicht genug Platz

Staotmaken

güllen Knoüp
an't staohlblaoe Jack
sülverschwatte Schouh
päössig daotou
dat Handküfferken
ut Skai
spack dat Lief in't Schamiesken
introcken Buost un Buuk
süss bess't em de Knauplöck'
un et is vörbi
met de Etikette
met den Staotskärl
wel wat vörstellt inne Wiält
den stäödigen Kärl
wao me Staot met maken kann
stiew'n Staot*

**Staot* hat im Niederdeutschen mehrfache Bedeutung: zum einen *Staat* zum anderen *Status*; jemand mit dem man *Staot maken* kann, ist eine Respektsperson, die etwas Repräsentatives darstellt; *de stiewe Staot* ist die eher steife Festtagsbekleidung, der gute Anzug

Staatmachen

güldene Knöpfe
am stahlblauen Jackett
silberschwarze Schuhe
passend dazu
das Handköfferchen
aus Skai (Kunstleder)
eng den Leib in der Weste
eingezogen Brust und Bauch
sonst bersten ihm die Knopflöcher
und es ist vorbei
mit der Etikette
mit dem Staatskerl
der etwas vorstellt in der Welt
dem stattlichen Kerl
mit dem man Staat machen kann
steifen Staat*

Café Fundus

unn'
biädelt de Punker
üm n' Tacken

ächtern
schliekt sick de Iesenbahn'n
drin un drut

buoben
strick sick ejn'
dat Gesicht vull
met de witte Kummediantenfarw'

gientsiet
sacket de Sünn' daal
billigen Goldlack
up de Aoldaggsklöer

twej Penners pisst
an't Eck
dwess üerwern Beton
danzt twej Velejwte
strumpelt twej vörut drej trügg
de Besuopene
met siene vulle Plastiktuut
liekut strankiel
schnitt sick de Här
in't griese Gabbadien
den Wegg
düer de Lüe
nao't Taxi

ejn wiest de Fust
den gröünen Hahnenkamm

Café Fundus

unten
bettelt der Punker
um einen Groschen

hinten
schleichen sich
die Eisenbahnen
rein und raus

oben
streicht sich einer
das Gesicht voll
mit der weißen Komödiantenfarbe

gegenüber
sackt die Sonne ab
billiger Goldlack
auf die Alltagsfarbe

zwei Penner pissen
in die Ecke
quer übern Beton
tanzen zwei Verliebte
stolpert zwei voraus drei zurück
der Besoffene
mit seiner vollen Plastiktüte
streng geradeaus
schneidet sich der Her
im grauen Gabardine
den Weg
durch die Leute
zum Taxi

einer zeigt die Faust
dem grünen Hahnenkamm

met dat Stiäckelhalsband
ejn häff't drock
ejn wocht
ejn häff teviäl Tied
ejn luert up ejn

un ick
sett Wäörbrockens tehaup
Affgefall ut Bessvaders Tied

langsam
schmelt' de Schmand
up mien'n Koffej

mit dem Stachelhalsband
einer hat es eilig
einer wartet
einer hat zu viel Zeit
einer erwartet einen

und ich
setze Wortbrocken zusammen
Abfall aus Großvaters Zeiten

langsam
schmilzt die Sahne
auf meinem Kaffee

Ruine in Jaffna, Sri Lanka

Piärmarkt

Bessvaer, ick vetell di wat
van varrückte Lüe
wel in Hüser wuohnt
drejmaol so haug äs use Kiärktaorn
vön Coca-Cola-Reklam'
grötter äs use Gaorn
vön't güllene Lecht
up de staohlblauen Fensterfronten
wann me aumes an't Water stejht
in Hoboken
un harüerwer kick
nao de kantigen Hüserbiärge
nao de Skyline
vön't graute New York

un du vetells mi
vön'n Piärmarkt
vetell, kumm, vetell:
wann ick äs graut bin ...

jau, wenn du äs graut bis
nimp Bessvaer di met
nao den Piärmarkt in Vechta
alls giff't dao, alls
Pött' un Pann'n un Kiärmstewiärk
Scheeskes, Tüttis, Karussells
Fiärken, Stiärken un Piär

Bessvaer hääöll vön Piär
vön sien'n Zossen
wäör't Beste draff
ower trü un willig tröck he no
dagesdag den Kuohlenwagen
vön'n Schaopbiärg in't Land

Pferdemarkt

Großvater, ich erzähl' dir was
von verrückten Leuten
die in Häusern wohnen
dreimal so hoch wie unser Kirchturm
von Coca-Cola-Reklamen
größer als unser Garten
vom goldenen Licht
auf stahlblauen Fensterfronten
wenn man abends am Wasser steht
in Hoboken
und herüberschaut
zu den kantigen Häuserbergen
zur Skyline
vom großen New York

und du erzählst mir vom Pferdemarkt
erzähl, komm, erzähl
wenn ich mal groß bin ...

ja, wenn du mal groß bist
nimmt Großvater dich mit
zum Pferdemarkt nach Vechta
alles gibt's da, alles
Töpfe und Pfannen und Kirmeskram
Scheeskes, Tüttis, Karussells
Ferkel, Kälber und Pferde

Großvater mochte Pferde
von seinem Zossen
war das Beste runter
aber treu und willig zog er noch
Tag für Tag den Kohlenwagen vom Schafberg ins Land

Bessvaer kaimp harüm in siene Wiält
he kaimp uppen Touschlagg
un in Schlickelde
up de Battlik un inne Katermut
nao Niernbuorg un Wiehe*
Bessvaer kannde sien Kiärspel
un de Lüe kannden em,
den gnüötteriggen Kuohlbuern
met siene schmeerige Kappen
up't giälwitte Haor
un den Zigarrenstummel
kaolt in't Muul
Angst harn se vör em
so gräsig konn he bölken üm nix
un schmieten ehr de Küöhle inne Rabatten

wann he't druphar
wäör em schietegaol
soll'n sick de Lüe
doch met de Schufkaor' hal'n
iähre Küöhl' ut'n Straodengraben
he wäör doch nich allemanns Pappkopp
krejch jä auk nix schonken
har jä auk sien Liäwedagg knüöckel mosst
inne Stejnkuhl'n un uppen Pütt

un wäör doch so gärn Buer wuorn
'n richtigen Buern
un kin Kuohlbuern**
tein Zentners Deputat uppen Gummiwagen

wann ick 'n richtigen Buer wäör,
dann, jä Junge ...

vetell, Bessvaer, vetell

Großvater kam herum in der Welt
er kam auf den Toschlag
und nach Schlickelde
auf die Battlik und in die Katermut
nach Nierenburg und Wiehe*
Großvater kannte sein Kirchspiel
und die Leute kannten ihn
den knütterigen Kohlenbauern**
mit seiner schmierigen Kappe
auf dem gelbweißen Haar
und dem Zigarrenstummel
kalt im Mund
Angst hatten sie vor ihm
so fürchterlich konnte er schimpfen um nichts
und ihnen die Kohle in die Rabatten werfen

wenn er es draufhatte
war ihm scheißegal
sollten sich die Leute
doch mit dem Schubkarren ihre Kohlen
aus dem Straßengraben holen
war ja nicht allemanns Pappkopp
kriegte ja auch nichts geschenkt
hatte auch sein Lebtag malochen müssen
im Steinbruch und auf dem Pütt

und wäre doch so gern Bauer geworden
ein richtiger Bauer
und kein Kohlenbauer**
mit zehn Zentnern Deputat auf dem Gummiwagen

wenn ich ein richtiger Bauer wäre
dann, ja Junge ...

erzähl, Großvater, erzähl

dann har ick 'n Rietpiärd, 'n echtet
dann dö ick dr' aumes ümtourie'n
un sünndags kaimp he vör't Jigsken
un di naimp ick met
droffs bi mi sitten
un wi föehrden
bet nao't Hillige Meer
un nao den Piärmarkt in Vechta

ower Bessvaer har kin Piärd för't Jigsken
un met sien'n Belgier
woll he nich nao'n Piärmarkt
un 't wäör jä auk te wiet;
nao Vechta föehr' he met sien' Frönd
de har ne Isetta
fröh muorns al vör Dau un Dag
kin laige Waord
soll an düssen Fierdag
üerwer siene Lippen kuom'
äs twej Jungkärls
klemm' se iähre aollen Knuoken
in den lüttken Wagen
ick soüch iähr no lachen
äs se de Düer met das Stüerrad
an sick tröcken
un aff göng't
üerwer'n Berentelg*
üerwer'n Kanaol
wiet hentou
in't Oldenbüörger Land

Bessvaer, in't graute New York
föehrt de Kutskers
met'n stiewen Hout uppen Kopp
früömde Lü' düer'n dicksten Vekähr
Schühklappen hät de Kläppers

dann hätte ich
ein Reitpferd, ein echtes
und damit ritt ich abend um meinen Besitz
und sonntags käme es vor die kleine Kutsche
und dich nähme ich mit
dürftest bei mir sitzen
und wir führen
bis zum Heiligen Meer
und zum Pferdemarkt nach Vechta

aber Großvater hatte kein Pferd für die Kutsche
und mit seinem Belgier
wollte er nicht zum Pferdemarkt
war ja auch zu weit
nach Vechta fuhr er mit seinem Freund
der hatte eine Isetta
früh morgens schon vor Tau und Tag
kein böses Wort
sollte an diesem Feiertag
über seine Lippen kommen

wie zwei junge Männer
klemmten sie ihre alten Knochen
in den kleinen Wagen
ich sah sie noch lachen
als sie die Tür mit dem Lenkrad
an sich zogen und ab ging's
über den Berentelg*
über den Kanal
weit hinein
ins Oldenburger Land

Großvater, im großen New York
fahren die Kutscher
mit 'nem Zylinder auf dem Kopf
Fremde durch den dicksten Verkehr
Scheuklappen haben die Klepper

dat se't nich seh't
dat varrückte Spiäl
un iähr'n Wegg fiend't
tüsken de giälen Taxen
Dagg för Dagg, Bessvaer
Dagg för Dagg
gejht et hier tou
äs up den Piärmarkt in Vechta

laat aumes kaimp he wiär
lachede no ümmer
ut siene glasigen Aogen
jiäden har he wat metbracht
Bomms un Möppkes
tein Pund Bananen
vön'n Billigen Jakob
un dat Nieeste:
Bessenstiählklemmen
Wiältpatent!
konns' in'n Laden nich kaupen
gaff't blouß
uppen Piärmarkt in Vechta

pickschwatt wödden de lest'n Bananen
dat nümme se men iäten woll
un bi't Instiählen
klopp' Moder den Bessen
no ümmer koppsüerwer uppen Grund
'n Stoffläppken in't Bessenkock
äs ümmer
un all dast sülwerne Wiärks
dat graute Patent
lagg Dage läter
in de ünnerste Trecke vön't Küöckenschapp
un rost'de sacht vör sick hen
bet nümms men recht wüss

damit sie es nicht sehen
das verrückte Spiel
und ihren Weg findenzwischen den gelben Taxen
Tag für Tag, Großvater
geht es hier zu
wie auf dem Pferdemarkt in Vechta

spät abends kam er wieder
lachte noch immer
aus seinen glasigen Augen
jedem hatte er etwas mitgebracht
Bonbons und Lebkuchen
zehn Pfund Bananen
vom Billigen Jakob
und das Neueste:
Besenstielklemmen
Weltpatent!
kannste im Laden nicht kaufen
gibt's nur
auf dem Pferdemarkt in Vechta

pechschwarz wurden die letzten Bananen
dass niemand sie mehr essen mochte
und beim Einstielen
klopfte Mutter den Besen
noch immer kopfüber auf den Boden
ein Stoffläppchen im Besenloch
wie immer
und all das silberne Zeug
das große Patent
lag Tage später
in der untersten Schublade vom Küchenschrank
und rostete still vor sich hin
bis niemand mehr so recht wusste

wat me anfangen soll
met de Schruwen un Hakens
de graute Erfindung
de't blouß uppen Piärmarkt gaff
gientsiet ächtern Kanaol
in Vechta
wao eemaol in't Jaohr
de Midde wäör
vön Bessvaers Wiält

Chaco Canyon Pueblo, New Mexico

was man anfangen sollte
mit den Schauben und Haken
der großen Erfindung
die es nur auf dem Pferdemarkt gab
jenseits des Kanals
in Vechta
wo einmal im Jahr
die Mitte war
von Großvaters Welt

*Flurnamen aus der Region Mettingen, Tecklenburger Land
** Die *Kohlenbauern* brachten den Bergleuten der damaligen Preussag-Zeche auf dem Schafberg bei Ibbenbüren die ihnen vertraglich zustehende Deputatkohle

Üerwergang

jiäden Muorn
striek' wi us nu
de Gesichter in
met Sünnenschutz
wi settet use Brillen up
un luert up de Fleigers
tiägen de Heuschriggen

för muorn
hebb se 'n Sandstorm vörutsegt
för üerwermuorn
vön Norden
kaollen Wiend

wieder äs twej Dage
sall me nich denken
in düsse Üerwergangstieden
ick luster all lang nich män
up de Radiostemm

Übergang

jeden Morgen
streichen wir uns jetzt
die Gesichter ein
mit Sonnenschutz

wir setzen unsere Brillen auf
und warten auf die Flieger
gegen die Heuschrecken

für morgen
haben sie einen Sandsturm vorausgesagt
für übermorgen
von Norden
kalten Wind

weiter als zwei Tage
soll man nicht denken
in diesen Übergangszeiten
ich höre schon lange nicht mehr
auf die Radiostimme

Aus »düssiets affsiets gientsiets«

Stiäckeldraoht un Schleihdäörn

still äs en wittet Blatt Pupeer
drup schwatte Dintenstriäk'
van Tüne Pöppelriegen
Hollerbusk un Wiedenköpp'

ick kiek hendaal
düer't stille Land
Maisstrünk' in lieke Riegen
längs de Kuhl'

ick deck mi tou
met witte Tied
men Iäksternroup
steck mi int Hiärt
äs Stiäckeldraoht
un Schleihdäörn

dran weih't in'n Wiend
de wintergriese Wulle
van't Suomerschaop

Stacheldraht und Schlehdorn

still wie ein weißes Blatt Papier
drauf schwarze Tintenstriche
von Zäunen, Pappelreihen
Holunderbusch und Weidenköpfen

ich schau hinab
durchs stille Land
Maisstrünke in geraden Reihen
entlang der Senke

ich decke mich zu
mit weißer Zeit
doch Elsternruf
sticht mir ins Herz
wie Stacheldraht
und Schlehdorn

dran weht im Wind
die wintergraue Wolle
vom Sommerschaf

Sonett 4

Nao buuten

Du söchs den Wegg? Vegett den Kompass nich!
Kin GPS-System kennt diene Bahn.
Lao liggen, wat an'n Wiägesrande ligg,
schrief di nix Grautet men up diene Fahn'.

De dejpsten Wieshejten sind duusendfack
al üm un ümdreih't in fiefdusend Jaohr.
De Philosophen rieget unnert Dack
de Wieshejtsbööker tunnenschwaor.

Pupeer häff sick, witt un gedüllig,
brejd unner diene spitze Fiäder leggt,
häs em vetellt, wat in dien Hiärt sick weggt

menns, daoför wäör di ejn' wat schüllig?
Griep di dien' Kompass un den Mannelsack,
nao buuten! Binnen finn's du kin Gerack.

Sonett 4

Nach draußen

Du suchst den Weg? Vergiss den Kompass nicht!
Kein GPS-System kennt deine Bahn.
Lass liegen, was am Wegesrande liegt,
schreib dir nichts Großes mehr auf deine Fahne.

Die tiefsten Weisheiten sind tausendfach
schon um und umgedreht in fünftausend Jahren.
Die Philosophen stapeln unterm Dach
die Weisheitsbücher tonnenschwer.

Papier hat sich, weiß und geduldig,
breit unter deine spitze Feder gelegt,
hast ihm erzählt, was sich in deinem Herzen regt,

meinst du, dafür wäre dir einer was schuldig?
Greif dir deinen Kompass und den Mantelsack,
nach draußen, drinnen findest du kein Glück (keine Befriedigung)

Landskopp

(1)

Strauhsünnen
äs UFOs
üerwert Land vedellt
daoin
dat Gold un de Glout
van'n Suomer
inspunn'n dat sachte Weigen
van Wiendwellen üerwert Käörn

ich seh:
se treckt iähre Bahn'n
üerwer de Stöppeln
un stieget
draihende Windmüöhlen ut Strauh
hiämmelan

(2)

de scharpe Wiend
treckt Schicht üm Schicht
de witte Huut van't Land

blaut wiest et
siene katte Kuorst

siege Sunne
schwatte Kraih
in't Aobendschattenspiäl

ächter rauden Niäwelklang
luert blau un blejk
de Nachtfuorst

Landschaft

(1)

Strohsonnen
wie UFOs
übers Land verteilt
darin
das Gold und die Glut
des Sommers
eingefangen das sanfte Wiegen
der Windwellen überm Korn

ich sehe:
sie ziehen ihre Bahnen
über die Stoppeln
und steigen
drehende Windmühlen aus Stroh
himmelwärts

(2)

der scharfe Wind
zieht Schicht für Schicht
die weiße Haut vom Land

bloß zeigt es
seine harte Kruste

tiefe Sonne
schwarze Krähe
im Abendschattenspiel

hinterm roten Nebelklang
lauert blau und bleich
der Nachtfrost

Los Alamos

in de Saoltwöüste
un dejper in'n Süden
in de Midde van Nevada
dicht bi Las Vegas
Tüne, Stiäckeldraoht
no tresspassing

dat Land is flack
Stejn, Sand un dröge Büske

in de Karten
lieke Grenzen
restricted area

Nümmsland
Gientsietsland
Musterland

use Vüögel sind ut Iesen
un hejtet Enola Gay
Fortschrittswiärk
se maakt dat Land
liek un lierg
so äs et was
vör Dusende van Jaohrden
liek un lierg
so äs et wet
nao Duusende van Jaohrden
lierg un liek

men wi sind
gäwwer

Los Alamos

in der Salzwüste
und tiefer im Süden
in der Mitte von Nevada
nahe bei Las Vegas
Zäune, Stacheldraht
Durchgang verboten

das Land ist flach
Stein, Sand und trocken Büsche

in den Karten
gerade Grenzen
verbotenes Gelände

Niemandsland
Jenseitsland
Musterland

unsere Vögel sind aus Eisen
und heißen Enola Gay
Fortschrittswerk
sie machen das Land
eben und leer
so wie es war
vor Jahrtausenden
eben und leer
so wie es wird
nach Jahrtausenden
leer und eben

aber wir
sind schneller

Watermusik

et weiht dat Watersiedendook
ut eene Midde up un daal
in't leste Lecht

an't Öwer glikskert
sachte sacht
de Waterkringe
minn un minner
dann men no en Biärwern
un antlest
ligg alls
wiär still
jüst äs de Stejn
an'n Grund

Affschejd

met miene Wäör
ut aolle Tied
tiägen den Wiend?

no is de Tunge
mi nich lamm
mien Schwiegen no
hall nouch
miene Droüme licht
un miene Wäörderscheppkes
siägelt sacht de Biäcke daal

ick kiek iähr nao

Wassermusik

es weht das Wasserseidentuch
aus einer Mitte auf und ab
im letzten Licht
ans Ufer plätschern sachte sacht
die Wasserringe
klein und kleiner
dann nur noch ein Zittern
und zuletzt
liegt alles
wieder still
grad' wie
der Stein
am Grund

Abschied

mit meinen Worten
aus alter Zeit
gegen den Wind?

noch ist die Zunge
mir nicht lahm
mein Schweigen noch
laut genug
meine Träume leicht
und meine
Wörterschiffchen
segeln sacht
den Bach hinab

ich schau ihnen nach

Aus »Unnerweggens«

Rook

de lesten Brejwe
vebrannt in' t Kartuffelfüer
Wäör äs *Leiwe*, äs *Trüggedenken*,
Föühlen, äs *Hiärt* un *Gemöüt*
vebrannt in de glöünigen Strüker
dat Pupeer krümmt sick schwatt,
antlest blouß no de Aske,
gries up de brune Äer,
wann de Rook all afftrocken is.

Dat hejle Liäben unnerplöügt in düt Stück Land,
Ärde, de Arbejt frait un Water,
Arbejt in Kring, met Saihen un Maihen,
un doch men blouß in'n Kring
un nie nich liekut
nie nich en niien Anfang
nie nich en End.

De Jaohrtieten dikteert,
Ick häör
dat Kniätern van't Kartuffellauf in't Füer,
Vader's Aohm göng schwaor,
äs he de leste Kaore draff föehrde
un in't Kellerlock affkippede.
»Vlicht«, sier he, »vlich wet et jä doch no Bauland.«

Met de Jaohre wasst dao nu Dannen,
de Wuordeln packt dejp in de Äer,
dejp düer de Aske
Wat tellt de Brejwe,
wat tellt de Wäör
wat tellt de Schwejt

Rauch

Die letzten Briefe
verbrannt im Kartoffelfeuer*
Worte wie *Liebe*, wei *Erinnerung*,
Fühlen, wie *Herz* und *Gemüt*
verbrannt in den glühenden Strünken.
Das Papier krümmt sich schwarz
zuletzt nur noch Asche
grau auf der braunen Erde
wenn der Rauch schon abgezogen ist.

Das ganze Leben untergepflügt in diesem Stück Land
Erde, die Arbeit fraß und Wasser
Arbeit im Kreislauf, mit Säen und Mähen
und doch nur im Kreis,
nie geradeaus
nie ein neuer Anfang
nie ein Ende

Die Jahreszeiten diktieren.
Ich höre:
das Knattern vom Kartoffellaub im Feuer
Vaters Atem ging schwer
als er die letzte Karre abfuhr
und im Kellerloch abkippte
»Vielleicht«, sagte er, »vielleicht wird es ja doch noch
Bauland.«

Mit den Jahren wachsen dort nun Fichten,
die Wurzeln fassen tief in die Erde,
tief durch die Asche
Was zählen die Briefe
was zählen die Worte
was zählt der Schweiß
und die Mühe

un de Möh.
Wat tellt all de aollen Beller?

No bitt de Rook inne Aogen.

Austurland, Island.

was zählen die alten Bilder
Noch beißt der Rauch in den Augen.

»Kartuffelstrauh«/«Kartuffellauf« (»Kartoffelstroh«, »Kartuffellaub«), die verdorrten oberirdischen Teile der Planze, wurden nach der Ernte in großen Haufen auf den Feldern verbrannt und markierten das Ende des Sommers.

Krafla, Island.

Sonett 9

Sülverbloumen

Sülverbloumen willt wi söüken,
ähr dat Frönd Hein dat Gräss affmaiht.
Sünne löchtet düer de Böüken,
an'n Grund is't güllne Lecht vestraiht.

Merragshitze legg sich schwaor up't Land,
et rück nao Füer un nao Gewitter.
Üerwer'n Esk treckt all dat Wulkenband,
gries, bliern, schwatt, de Liekenbitter.

Hatt was de Schlagg, de stolte Eek is fallen,
Blitze un Dunner treckt düer't Aobenraud,
de leste Sünne wiest sick glöünig graut.

Wi willt de Sülverbloume halen,
in't blaoe Maondlicht, dejpe Nacht,
Vegaohn un Wärden hett de Macht.

Sonett 9

Silberblumen

Silberblumen wollen wir suchen,
bevor Freund Hein das Gras abmäht.
Sonne leuchtet durch die Buchen,
am Boden ist goldenes Licht verstreut.

Mittagshitze legt sich schwer aufs Land,
es riecht nach Feuer und Gewitter.
Über den Esch zieht schon das Wolkenband,
grau, bleiern, schwarz, der Leichenbitter.

Hart war der Schlag, die stolze Eiche ist gefallen,
Blitze und Donner ziehen durchs Abendrot,
die letzte Sonne zeigt sich glühend groß.

Wir wollen die Silberblume holen,
im blauen Mondlicht, tiefer Nacht,
Vergehen und Werden heißt die Macht.

Plaggen

Prärieland
sacht weiget sick't Gräss
in'n Wiend

dat söll nu
dat Paradies sien?
helpt nix, Löcker grawen
un toudeckt met Plaggen
dejp in'n Grund
de eersten Hütten
tiägen Iies un Schnej
nix inne Taske
blouts den Draum
van't Blockhuus t'eerst,
dann van de Farm,
van Vejh, en Trecker, en Auto
ne gröttere Farm dann
un ne deerde, ne Firma,
ejgene Aktien un Hannel weltwiet

kuort is de Wegg
van't Prärieland
inne Stadt
van't Ärdlock
in de Wall Street
van'n eersten Dagg
in de niie Wiält
bes nao den Schwatten Friedagg

trügge gaohn
in't Lock
Grässplaggen up't Dack
wiederdromt
den Draum
un jiäden Muorn
wiär upstaohn

Plaggen

Prärieland
sacht wiegt das Gras sich
im Wind

das sollte nun
das Paradies sein?
hilft nichts, Löcher gegraben
und zugedeckt mit Grassoden.
tief im Boden
die ersten Hütten
gegen Eis und Schnee
nichts in der Tasche
nur den Traum
vom Blockhaus zuerst,
dann von der Farm,
vom Vieh, einem Traktor, einem Auto
eine größere Farm dann,
und eine dritte, eine Firma
eigene Aktien und Handel weltweit.

kurz ist der Weg
vom Prärieland
in die Stadt
vom Erdloch
in die Wall Street
vom ersten Tag in der Neuen Welt
zum Schwarzen Freitag.

zurückgehen ins Loch
Grassoden aufs Dach
weitergeträumt den Traum
und jeden morgen
wieder aufstehen

Griese Tiet

Griese Tiet drückt up't Gemöüt,
lamm de Hand un lamm de Föüt,
klejn dat Hiärt un klejn de Mout,
Äer vekrüömelt unnern Fout.
falske Slangen luert in't Gräss,
wao de graute Affgunst wäss.

Alles, wat du driägen moss,
wat all lang' du quiet sien woss,
alles, wat du upleggt kriss,
wat antlest di üerwer is,
alles, wat in'n Wegg di stejht,
wat di dwess düer't Hiärte gejht,
an di naget, an di frett,
sick in diene Buorst utsprett'
mäck die klejner, mäck di minn,
spinnt di diene Friehejt in,
mäck de schwatten Schatten graut,
frät't sick fett an diene Naut.

Häör nich up den Nachtgesang,
nich up Daudenklockenklang,
breng di nich in't düstre Lock.
Kiek up diene Liäwensklock,
wu de klejnen Rädkes gaoht,
hen un hiär, nich stille staoht,
wu se danzet, wu se tickt,
di up diene Rejse schickt,
loup an't Schattenriek vörbi,
ejn, twej, drej, un du bis frie.

Graue Zeit

Graue zeit drückt aufs Gemüt,
lahm die Hand und lahm die Füße,
klein das Herz und klein der Mut,
Erde verkrümelt unterm Fuß,
falsche Schlangen lauern im Gras,
wo der große Neid wächst.

Alles, was du tragen musst,
was du lang schon los sein wolltest,
alles, was du aufgebürdet bekommst,
was zuletzt dir überlegen ist,
alles, was im Weg dir steht,
was dir quer durchs Herz geht,
an dir nagt, und an dir frisst,
sich in deiner Brust ausdehnt,
macht dich geringer, macht dich klein,
sperrt dir deine Freiheit ein,
macht die schwarzen Schatten groß,
frisst sich fett an deiner Not.

Hör nicht auf den Nachtgesang,
auf den Totenglockenklang,
bring dich nicht ins düstre Loch.
Schau auf deine Lebensuhr,
wie die kleinen Rädchen gehn,
hin und her, nicht stille stehn,
wie sie tanzen, wie sie ticken,
dich auf deine Reise schicken,
lauf am Schattenreich vorbei,
eins, zwei, drei, und du bist frei.

Unveröffentlichte Gedichte

Niederdeutsch

In’t ännere Blao / Ins andere Blau (2015)

Dat blaoe Huus

nümms wouhnt men in dat blaoe Huus
de Kraihen liäst de Daudenbrejwe
un Katten häfft sich inquarteert
in Küöck un Kamern

no löpp dat Water nich dür’t Dack
alls sitt hier no in Spann un Fack
de Tiet häff kinne Macht no hier
regeert nich üerwer Stejn un Müer
dat Holt hölt Paohl no
tiägen Blitz un Füer

mangs gejht en Biäwern dür den Grund
dann hüppt de lesten Kümpkes hier in’t Schapp
de Wind lött Fensters in de Angeln singen
nümms kick nao buuten, dao
wao – gar nich lange denn –
de Gaorden wäör un wao nu
alle Tiet to’m Spiet
aldoch no immer blaiht
de Astern

Das blaue Haus

niemand wohnt mehr in dem blauen Haus
die Krähen lesen die Totenbriefe
und Katzen haben sich einquartiert
in Küche und Kammern

noch läuft das Wasser nicht durchs Dach
alles sitzt hier noch im Gefüge
die Zeit hat noch keine Macht hier
regiert nicht über Stein und Gemäuer
das Holz hält Stand noch
gegen Blitz und Feuer

manchmal geht ein Beben durch den Boden
dann hüpfen die letzten Schüsseln hier im Schrank
der Wind lässt die Fenster in den Angeln singen
keiner schaut nach draußen, dort
wo – gar nicht lange her –
der Garten war und wo nun
aller Zeit zum Spott
trotzdem immer noch
die Astern blühen

Sonett van't nije Blao

Up lieken Wegg in't nije Blao te gaohn
Un jüst äs Orpheus nie nich üm sick kieken
Auk nich äs in Gedanken trüggeschlieken
un alls, wat du gewüöhnt bis, laoten staohn?

Wao doch dat Aolle so vekatt nich was
Gaff jä auk rieke, hellerlichte Dage
Un sachte Siälenruh ouhne Gejage
Wull faken kaimp de Aolldagg di te pass

Den lesten Vörhang tou, dien Wiälttheater
Is utspiält un hejl lange al vörbi
Dat Früömde is nu diene alma mater

Sass sejhn, de blaoen Wellen driäget di
Nu men flutup, vörrut in't kaolle Water
Et wasket aff dat Rout un mäck di frie

Sonett vom neuen Blau

Auf geradem Weg ins neue Blau zu gehen
Und grad wie Orpheus niemals zurückblicken
Auch nicht mal in Gedanken zurückschleichen
Und alles Gewohnte zurücklassen?

Wo doch das Alte so falsch nicht war
Gab ja auch reiche, helle, lichte Tage
Und sachte Seelenruh' ohne Gejage
Wohl oft war dir der Alltag gerade recht

Den letzten Vorhang zu, dein Welttheater
ist ausgespielt und ganz lange schon vorbei
Das Fremde ist nun deine alma mater

Sollst sehen, die blauen Wellen tragen dich
Nun mal frischauf, voraus ins kalte Wasser
Es wäscht dir ab den Ruß und macht dich frei

Ego-Blues

hej drägg dat Söchten in't Gesicht
wuohnt in veliädene Tieten
kennt blouß van'n ejgnen Wegg de Richt
liäst sick söffs de Leviten

sien lierge Huus kick wiet in't Land
so düster gaapt de Ruten
de Müern sind möer äs drügen Sand
un hej is leiwer buten

hej löpp in'n Krink düer siene Welt
kennt jiädet Kruut met Namen
beduuert, wat em de Tiet alls stiählt
un glöff an kin Erbarmen

an't Wiägkrüz schrickt hej – süht dao schwatt
in't blaoe Lecht ejn' wenken:
sien Schadden gejht den ännern Patt
dat giff em doch te denken

Ego-Blues

Er trägt die Sehnsucht im Gesicht
wohnt in vergangenen Zeiten
kennt nur vom eigenen Weg die Richtung
liest sich selbst die Leviten

sein leeres Haus schaut weit ins Land
so düster gähnen die Fenster
die Mauern sind mürbe wie trockener Sand
und er ist lieber draußen

er läuft im Kreis durch seine Welt
kennt jedes Kraut mit Namen
bedauert, was die Zeit ihm alles stiehlt
und glaubt an kein Erbarmen

am Wegekreuz erschrickt er – sieht in Schwarz
im blauen Licht jemanden winken:
sein Schatten geht den anderen Pfad
das gibt ihm doch zu denken

In'n Krink

Weck häff den Draom us
ut de Taske stuohlen
un ut den Draom dat Liäben
ut dat Liäben de Lejwe
ut de Lejwe den Draom?

Weck häff de Glout us
ut dat Füer stuohlen
un ut dat Füer dat Lecht
un ut dat Lecht den Mout
un ut den Mout de Glout?

Weck häff dat Blao us
ut den Hiämmel stuohlen
un ut dat Blao dat Wiete
un ut dat Wiete de Tiet
un ut de Tiet den blaoen Draom?

Im Kreis

Wer hat den Traum uns
aus der Tasche gestohlen
und aus dem Traum das Leben
und aus dem Leben die Liebe
und aus der Liebe den Traum?

Wer hat die Glut uns
aus dem Feuer gestohlen
und aus dem Feuer das Licht
und aus dem Licht den Mut
und aus dem Mut die Glut?

Wer hat das Blau uns
aus dem Himmel gestohlen
und aus dem Himmel die Weite
und aus der Weite die Zeit
und aus der Zeit den blauen Traum?

Nachts

die verzögerten Lichtspuren
der Autos auf der Landstraße
wie leuchtende Fische im Aquarium
am Horizont, der das helle
vom dunklen Blau trennt

der Schrei einer Eule
hat sich im groben Netz
der wenigen Geräusche
verfangen

nur die Bäume stehen
seit hundert Jahren
als schwarze Zeichnungen
im Restlicht

Abschied

als er ging
wurde ihr Lachen dünner
bis es kaum hörbar zerriss
wie Seidenpapier

der kalte Atem
seiner letzten Worte
warf Eisblumen
an die Fenster

dahinter verschwand
kaum noch erkennbar
sein langer Schatten
auf der Landstraße

Aschengrau

kein Rot mehr und kein Blau
nur dieses fade Aschengrau
ich streu es unters Laub
beklage deinen Raub

du gingst weit vor der Zeit
nun sitze ich entzweit
hörst du noch, was ich sage?
erreicht dich meine Klage?

ich leb' in deinem Schatten
mit allem, was wir hatten
die Freude, den Gesang der Welt
jedoch
von allen Farben
zwischen Rot Gelb Blau
blieb nur das fade Aschengrau
wie Gras auf einem toten Feld

Rose

hundertfach im Labyrinth der Blüte
das Rätsel der geheimen Ordnung
in diesen Kelchen, die selbst im Dunkeln
leuchten wollen

noch
nach dem Verblühen wird der Ort markiert
der weithin sichtbar ausgestreute Gruß
hinabgeregnet kurz vor
dem endgültigen Vergehen
als wären alle Wege, Gärten, Gassen
Hochzeitsspuren und Zeichen neuen Anfangs

dahinter
beinah unsichtbar in all der Schönheit
auch dem Gemüt fast schon verborgen
wehrhaft der harte Widerstand des Rosenholzes
mit seinen messerscharfen Dornen

Wintersonett

es ruht das wintergraue Land
unter dem Blei der Wolken
ein dünnes Eis liegt auf den Kolken
und letzter Schnee am Wegesrand

darin verschwinden weiße Katzen
ein Bussard lauert auf dem Dach
Kopfweiden drohen wild am Bach
mit ihren hohlen Fratzen

die Sonne steht als kalter Stern
hinter den kahlen Wäldern
kein Licht erhellt die kurzen Tage
nichts regt sich auf den Feldern
kein Vogelsang, nur Krähenklage
dringt durch den Nebel rau und fern

Kopfweide

ein Baum ist kaum erkennbar
ein Fratzenblick gesäumt
vom wilden Haar blattloser Zweige
durch die Rippenlöcher heult Wind
frisst das Fleisch ihm aus dem Stamm
und spuckt das morsche Mehl
wie dunklen Sand in seine Mitte

schau hin:
am Rand der totgeglaubten Hülle
verkünden erste Knospen
neues Grün und Leben
in dieser hölzernen Ruine

Sylvester

Grenzgang
zwischen den Jahren:
unter den Füßen bricht
das dünne Eis der Pfützen
verlassene Früchte machen noch
mit lauten Farben von sich reden
gelbe Quitten hängen
müßig an den Zweigen
Schlehen zeigen weithin sichtbar
tiefes Blau und fahren nur noch
zum Schein die Dornen aus
der Mut der Hagebutten zeichnet
rote Punkte ins Geäst
letzte bunten Blätter
beben trotzig im Wind
bis auch der letzte Ballast
abgeworfen ist

wieder ein Jahr

Aus »Üerwergang«

Er Mangs denk ick, et is gued, dat wi hier so unner us sind. Ich wull nich wiäten, wat sick in gröttere Buerschoppen aorre in düsse Üerwergangskollektive alls affspiält, wu se dao wull manges üerwernejne hiärfallt.

Der Herr *(hat sich während der letzten Sätze auf die drei zubewegt)* Guten Morgen!

Er, Sie, der Junge *(fahren erschreckt auf)*

Sie Jau? ... Se ... willt se ...?
Er Könn'n wir was tun für Sie?
Herr Kattenbeek 42?
Er Ja?!
Herr Einheiten Groß-A-Strich-4-7-9-Strich eins und Strich zwei?
Sie Dat weet ick so ... also utwennig weet ick dat nich. Dao möss ick iärst äs ...
Junge Stimmt. Dat sind use Einheiten.
(Pause)
Sie Ja, dann nehm' Se doch Platz, wo Se doch ... ich mein ... Sie sind doch wohl nicht zu Fuß unterwegs ...?
Herr Zu Fuß, jawohl.
Er So, zu Fuß.
(Pause)
Er Ja, heute ist das einfacher. Früher war das ja Sumpf hier rundum. Ist heute fast alles vertrocknet. Gibt nur noch ein paar Stellen. Heute halb so wild, wenn man's weiß, aber früher ...

Herr *Früher*? Auf dem letzten beschlussfassenden Kongress zur Sprachoptimierung ist der Wortschatz der Übergangszeit von diesem zeitlich recht ungenauen und irreführenden Begriff befreit worden. Es gibt also kein *Früher* mehr.

Sie Es ... gibt ... kein ... mhm.

(Pause)

Sie Möchten Sie vielleicht etwas trinken?

Herr Nein.

Sie Etwas essen? Vielleicht ...

Herr Nein.

(Pause)

Herr Wir müssen uns mit voller Kraft auf das konzentrieren, was vor uns liegt.

(Pause)

Er Sie kommen ... von der Zentrale?

Herr Ja.

Sie Sagen Sie mal, wenn Sie von der Zentrale sind, ich mein ... diese Städte, ich mein ... was früher ... nicht früher, damals, mein ich ... was da Stadt hieß ...

Herr *(unterbricht sie barsch)* Kollektive der Übergangszeit, meinen Sie, jetzt, heute, Kollektive der Übergangszeit.

(Pause)

Sie Ja, Kollektive. Wissen Sie, unsere Anna, die Tochter, ist auch in einem solchen Kollektiv. *(Pause)* Anna, mit langen blonden Haaren, mittelgroß, unsere Tochter. Vielleicht, dass sie zufällig ...

Er Ach, laot doch, Marie, dat kann de Här doch nich wiäten.

Herr 3-Strich-23.

Sie Bitte?

Herr Das Kollektiv Ihrer Tochter hat die Ziffer 3-Strich-23.

Sie Dann kennen Sie also tatsächlich unsere Anna? Ja, sagen Sie, wie geht es ihr denn? Haben Sie ...

Er Marie, kuom, blief ruhig.

Herr Benutzen Sie den Kanal für privaten Datenaustausch!

Sie Haben wir ja versucht, Herr ... auch Dirk, hier, hat das schon mal versucht. Wir kommen ja nie durch. Sie arbeitet bei der Betreuung für Frühzeitige ... für Beschäftigungsfrüh- ... ach, Franz, wu hett dat dann?

Er *(zieht die Schultern hoch)*

Herr Frühzeitig Beschäftigungsbefreite –

Sie Ja, genau, da ist sie. Vielleicht, dass Sie ...

Er Marie, kuom, wi gaoht in't Huus. Du riägs di al wiär so up.

Sie Es ist ja nur, weil wir sie schon so lange ... und da dachte ich ...

Er *(zieht sie sanft vom Stuhl hoch)* Marie, bidde kuom! Naohiär gejht't di wiär so äs lessens, un wi häfft kinne Tabletten mähr. Dat wejs du. *(Sie folgt ihm willenlos ins Haus.)*

(Pause)

Herr Sie leben sehr privilegiert, hier draußen.

(Pause)

Herr Wir haben nie behauptet, das Kollektiv sei die Lebensform der Zukunft. Das Kollektiv ist eine Notwendigkeit des Übergangs. Die schweren Jahre einer umfassenden Reinigung aller unserer Lebensbedingungen, nicht nur der Umwelt, erfordern gewisse Einschränkungen. Aber das Ziel des Übergangskollektivs ist seine Auflösung.

Junge Mhm.

Herr Nach dem Übergang werden wir eine völlig veränderte Lebensstruktur vorfinden. Die Kollektivierten werden Ihnen hier draußen einiges voraushaben.

Junge So.
(Pause)
Herr Und: Wir arbeiten an einer neuen Moral. Die Übergangszeit wird uns von allen überkommenen Leitvorstellungen befreien. Wir werden eine ganz neue Gesellschaftsstruktur haben am Ende.
Junge Am Ende ...
Herr Am Ende der ...
Junge Übergangszeit. Ick wejt. Mejnt Se nich mangs, me käönn sick auk wat dautplanen?
Herr Bitte?
Junge Bi all dat Vörutkieken un Planen, mejn ick, wat Se dao alls vörhäfft, niee Moral un so wieder, mejnt Se nich auk manges, dat is alls blaots Tiedvedrief?
Herr Ich verstehe Sie nicht.
Junge Se laigt sick wat inne Taske, mejn ick.
Herr Ich sagte bereits: Ich verstehe-
Junge Se verstaoht mi nich ... ick vestaoh. Ick bin auck al wegg. *(will abgehen)*
Herr Warten Sie! – Die Sache ist ganz einfach. Einfacher, als Sie denken. Mich interessieren Veränderungen. Hat sich hier in letzter Zeit etwas verändert? Hat es Umstellungen gegeben im Sachbereich oder im Personenbereich?
Junge Ick vestaoh nich, wao Se drup harut willt. Vlicht küönt Se dat äs maol en lück änners seggen?
Herr Was?
Junge Ick segge: Ick vestaoh nich, wao Se drup harut willt? *(ab)*
Herr Aber ich ver- ... ach! *(steht auf, geht nach links, bleibt kurz vor dem Hauseingang stehen, als ob er überlegte hineinzugehen; dann schnell nach links ab)*
Er *(stürzt suchend, um sich blickend aus dem Eingang)* Dirk! Dirk!

Junge *(schaut aus dem linken Fenster, dabei hebt er die Kunststofffolie an wie eine Gardine)* Wat is löss?

Er Wat wull de Kärl dann?

Junge Dat wejt ick doch nicht.

Er Du met diene vedammten Schuwerieen. Häs ümmer seggt: blaots för de Statistik. Nu hässe den Schiet.

Junge Awatt! Se küönnt us nix.

Er So? Wao sind dann de Lagerhallen, de du angiäben häs? Fiefhunnert Kubikmeters för niedrig kontaminierte Materialien.

Junge Nu maak doch nich de Piärde schüh! Is doch nich äs harut, wao de Kärl weggkümp.

Er Mens du, de gejht hier spazeern, off wat?

Junge Nee, ower de söch wiss hejl wat änners. Saohg mi nich so ut, äs wann de ...

Er Saohg mi nich so ut ...! Wann ick dat al häör! Un wann doch? Wat wuss em dann seggen, wann he di all dien Laigenwiärks unner de Niäse häöllt? Wuss em seggen, du härs blaots en biätken met dienen Computer spiält?

Junge Kuom, nu laot us iärst äs affwochten, off he überwerhaups wiärkümp.

Er Ja, jau! Afwochten. Wat Biäters fäöllt di nich in. Junge, dat ejne segg ick di: Du brengs dat in Uorder, ähr dat dien Kartenhuus beinejnfäöllt.

Junge Jau, Franz. Nu kuom wiär to di.

Er Un alle Transaktionen, de du up mienen Namen maakt häs, de wärd wiär rückgängig maakt, klaor!?

Junge Jau, Franz, tom Düwel naomol. Jau! Härguod ...

Er Nix Härguod ...! Et is laige nouch, dat me sick so langwielig düer de Dage quiälen mott. Dao will ick nachens teminst ruhig schlaopen küönen. Breng dat in Uorder, Dirk, dann küönt wi düssen

düsteren Gesellen dat naigste Maol ejnfack van'n Hoff schmieten. Marie is al wiär ratz düörnejne.

Junge *(einsichtig)* Is gued, Franz. Ick breng dat inne Riege.

Er Besten Dank, Dirk. Un ... ick häff't nich so mennt. Den gräsigen Kärl häff mi blaots so verjacht! Ick häff kin' Snuwen up Kollektiv. Tüt mi nix hen.

Junge Is al gued, Franz, mi auk nich.

Er *(geht ins Haus)*

Junge *(zieht den Kopf zurück, streckt ihn aber gleich noch einmal durch das Fenster, weil er entfernt etwas Ungewöhnliches entdeckt hat:*

Eine kleine Gruppe – etwa acht Leute mit Fremdenführer – betritt die Bühne von hinten. Sie tragen alle etwas Uniformartiges, eine Art Sicherheitsanzug mit überdimensionierten Schutzbrillen.)

Fremdenführer

Hier, meine Damen und Herren, Relikte eines alten Dorfes der unteren Kategorie, die früher – pardon: ehemals – der Begriff *Bauerschaft* verwendet wurde. Von den ehemals fünfzig Bewohnern der insgesamt zehn Höfe ringsum sind nur drei Bewohner dieses letzten Resthofes übriggeblieben. Der Rest hat, verständlicherweise, das Leben in einem Übergangskollektiv vorgezogen; sie werden mit dem Ende der Übergangszeit hierher zurückkehren. Der Boden wurde ausschließlich agrarisch genutzt, extensiv, heute infolge internationaler Strukturveränderungen – politisch und klimatisch – Ruhebrachland. Die letzten Bewohner leben von Überbrückungssubventionen, so lange, bis die Rekonvaleszenz des Klimas abgeschlossen sein wird. ...

(sieht den Jungen und bewegt sich während seines Vortrags langsam auf ihn zu) Hier ein typisches Beispiel der durch Arbeitsbefreiung degenerierten Bewohner dieser Region, Symptome, wie wir sie im Übergangskollektiv glücklicherweise so nicht kennen [...] *(zupft am Arm des Jungen)* hier: erschlaffte Muskulatur, *(schlägt mit dem Handrücken auf Dirks Bauch)* übermäßige Fettbildung, *(Dirk entfernt sich mit kurzer, drohender Geste)* ... und Überreaktion des vegetativen Nervensystems, *(flüsternd)* wahrscheinlich auch eine Folge des Alkoholmissbrauchs.

Aus »Wi staoht in'n Wegg

Szene 6

Thea Söderkamp (Thea)
Erster Angestellte (Ang 1
Zweiter Angestellter (Ang 2)

Ang 1 Ja, Frau Söderkamp, um es kurz zu machen, wir sind noch einmal gekommen, um Ihnen ausdrücklich im Namen unserer Firma unser vollstes Verständnis entgegenzubringen und Ihnen zu versichern, dass wir alles tun werden, um aus dieser heiklen Lage herauszukommen, die für Sie und, das will ich ruhig zugeben, auch für unsere Firma besteht.

Thea Ji bruket dao gar nich so graut ümtoukürden. Et is äs't is: Ick sall hier wegg, ümdat ji dat so willt. Mehr is dat nich. Ji willt hier bauen, ji häfft de Baupläne al inne Tasken un wieset mi, wat hier later maol hensall – un ick staoh juch daobi in'n Wegg. Dat kann me doch nichejn toumoen! Sümms wann ick dat wollt har: So gejht et doch nich! *Eerst* wet de frocht, un *dann* wärd Pläne maakt, nich ännersharüm! Wat is dat dann för ne Aort, met ejn te verhanneln?

Ang 1 Gut, Frau Söderkamp, dann äußern Sie doch jetzt mal Ihre Vorstellungen.

Thea Nej, nej, sau wäör dat nich ment. Dao häfft Se mi falsk vestaohn. Dat bliff so, äs et is: Ick will hier de lesten Jaohre, de ick no häwwe, in Ruhe un Friäden liäben küön'. Sau is dat!

Ang 1 Das ist durchaus verständlich, Frau Söderkamp, das kann Ihnen keiner übelnehmen. Ich selbst habe meine Mutter ins Altersheim bringen müssen, weil es nicht mehr anders ging, und ich weiß,

wie schwer meiner Mutter das gefallen ist. Aber ...

Thea Dann isset jä gued. Wann Se sovull Veständnis häfft, dann küönt Se sick jä auk wiär Iähren Hout upsetten un de langes gaohn.

Ang 2 *(leise zischend)* Ich glaube, Herr Kollege, nach Ihrer Methode kommen wir ja wohl nicht weiter. *(zu Thea, schärfer als sein Vorredner)* Ich habe dieses Hin und Her jetzt endgültig satt. Sie begreifen wohl gar nicht die Tragweite Ihrer Sturheit. Sie glauben doch nicht im Ernst, dass wir unser gesamtes Projekt wegen des Dickkopfes einer alten Frau aufgeben!

Ang1 *(scharf flüsternd)* Sind Sie wahnsinnig? Wollen Sie die Frau zur Verzweiflung bringen?

Ang 2 *(leise)* Wir sind hier nicht zum Kaffee eingeladen!

Thea *(zuerst ruhig und gefasst, dann sehr heftig)* Dat juch dat kin'n Spass mäk, met mi te küern, dat kann ick vestaohn, aower ick häwwe juch nich inladen un bruke mi van juch auk kinne Ohrden an'n Kopp setten laoten. För mi sind de *Verhandlungen* vön nu an restlous daun, un ji niähmt nu jugge Tüch un gaoht dao hen, wao ji weggkuomen sind! Solange ick hier no maaken kann wat *ick* will, schmiet ick juch hier drut!

Ang 2 Also gut, wenn Sie nicht an einer gütlichen Einigung interessiert sind, dann muss ich Ihnen eine traurige Mitteilung machen!

Ang 1 Hören Sie auf, Mann! Sie sehen doch, in welchem Zustand sich die Frau befindet.

Ang 2 Halten Sie sich jetzt bitte da raus! *(zu Thea)* Anscheinend wissen Sie gar nicht, dass das Land hinter ihrem Haus gar nicht zu Ihrem Grundstück gehört?

Thea *(apathisch)* Dat is dat Stücke Land, wat nao Artmeers Hoff hengejht, dao staoht blouts 'n paar

Appel- un Biärdenboüme, dat is al woll siet vettig Jaohr nich män bewirtschaftet wuorden und dao häff auk siet vettig Jaohr kinejn' men frocht, wecken dat touhäört.

Ang 2 Nun gut, damit Sie endlich klarsehen: Wir haben von der Gemeinde Unterlagen zur Einsicht erhalten, nach denen verbrieft ist, dass zu Ihrem Grundstück nur ein schmaler Streifen von etwa fünf Metern gehört.

Thea Dann häör de Rest den aulen Artmeer, un de döt juch dat auk nich, nich de aule Artmeer.

Ang 2 *(leise triumphierend)* Der alte nicht, aber der junge! Er hat bereits unterschrieben. Wir sind nicht kleinlich, Frau Söderkamp, das sollten Sie nicht vergessen. Es kommt unserer Firma auf ein paar Mark mehr oder weniger nicht an. Das gilt auch für Sie.

Thea *(schreit)* Ick will jugge vedammte Geld nich häbben! Ji küönt mi nich kaupen!

Ang 1 *(leise zu seinem Kollegen)* Bitte! Es reicht doch wohl!

Ang 2 *(laut und eindringlich buchstabierend)* Und wenn Sie jetzt endgültig Ihre Einwilligung nicht geben, dann wird morgen, fünf Meter vor Ihrem Haus, mit der ersten Baustufe begonnen! *(unmittelbar nach diesem Wort setzt lauter Baulärm ein, verhältnismäßig lange. Dann dringt durch die leiser werdenden Baugeräusche eine Totenglocke, die auch zu Anfang des Gesprächs in der folgenden Szene noch zu hören ist.)*

Szene 7
Kneipengeräusche

Karl Dat is nich recht.

Wilm Nee, dat is nich recht.

Karl Sau gawwe kann't gaohn.

Wilm Jau, dat gejht gawwe. Ower dat dat *sau* gawwe gaohn mosste, dat passt mi nich.

Karl Dat harn de nich doen droft, auk wann se dao dusendmaol dat Recht to harn. Ejnfack anfangen te bauen, pick vör iähre Niäse.

Wilm Fief Meter häfft se iähr no laoten. Wejß du, wat dat för'n Geföühl is, wann du den hejlen Dagg so'n Erdschieber direkt vör't Huus häs? Dao rappelt de Liäppel uppen Teller.

Karl »Ick bin froh, dat et nu endlicks vörbi is«, sier se, äs ick iähr dat leste Maol in't Krankenhuus besochte. Dat sier Thea! Un wat häff et sick daomaols daotiägen wiährt, auk blouts för ejn, twej Tage ut'n Huuse te gaohn. Un drej Wiäken later is et froh, dat et in't Krankenhuuus liggen kann.

Wilm Dat kann kin Mensk häbben, al gar nich, wann me't immer ruhig hat häff.

Karl Dat will mi nich in'n Kopp, dat de de Baugenehmigung kriägen häfft.

Wilm Mi auk nich! Ick wejt no, wu faken use Franz daomaols no't Bauamt wiärn is – un düsse, de küönt die den Kassen pick för de Niäse setten, dao fröch nich ejner nao. Aower wann du wejß, wao de richtigen Lüe sitt't, dann kümps du dao auk gäwwer met klaor. Vitamin B, Karl, Beziehungen moss du hebben vandage, süs nix.

Karl Dat segge ick di: Wann ick dat up't Gewiätten har, met Thea, dao konn ick nich ruhig üm schlaupen.

Wilm Ruhig, Karl, laot't sachte angaohn! Dat konn hier no ejn'n in'n vekehrden Hals kriegen!

Karl Dat süöllt de auk!

Wilm Dao mäcks du't nich men änners vön, Karl. Dat is jä jüst dat Vedammte, dat de us dao immer eerst achterkieken laot't, wann' al to late is.

(Eintritt von Bauarbeitern, im Hintergrund leiser aber verständlich: Gueden Dagg … Gueden Dagg … Na, wu isset? Gejht't vöran? … Jau, bi düt Wiär … Muorn kümp de eerste Beton drin …)

Wilm Häss't haort? Muorn willt se Beton setten

Karl Jau, dat gejht gawwe. *(Pause*) Sägge äs, süölt wi us dat nich ankieken?

Wilm *(ungläubig)* Wat wuss du?

Karl Nix, nix. Blouts 'n biäden kieken. Kuom, wi gaoht drut, dat vetell ick di unnerweggens. Paul!

Paul Willt ji betalen, Karl? – Ick kuom forts …

Szene 8

(früher Sommermorgen, Vogelgezwitscher – sonst Stille)

Karl Kick, dao bis du jä! Ick dachte al, du wos kniepen.

Wilm Nee, kniepen nich, ower veschlaupen har'ick mi baule. Häs du an den Flackmann dacht?

Karl Jau, häw'ick inne Tasken.

Wilm Dann dao mi äs forts ejn'n, ick häff so' orrig Geföühl in'n Magen. *(trinkt)*

Karl Kiek di dat blouts an, wat dat för'n Koloß wet!

Wilm Lao' us äs dedaale gaohn! *(steigen in die Baugrube hinab)*

Karl Pass äs up: Ick häff mi dacht, dat wi us up ejn' van düsse Pielers setten konn'n.

Wilm Dat säggs du so ejnfack. De sind ower auk teminst drej Meter hauge. Wann du dao draff fölls, kanns du no froh sien, wann du blouts de Knuoken kaputt häs.

Karl Ooch, Wilm, so stief bis du doch nich, dat du dao met de Biämen* nich met upkümps. Un dann sett't wi us dao buoben up de Veschalungsbriäer.

Wilm Jä, dann tou, män hennig debi! Ower Uppassen!

Karl Ach, kuom men tou. Ick bin dr'al forts up!

Wilm (*stöhnend)* Donnerschlag jau, ick bin wol al fief Jaohr up kinne Biämen men wiärn, aower et gejht no!

Karl Sau, pass up, holl di hier an faste, langsam, un dann setts du di dao hen, up dat Brett. *(angstvoll)* Nee, nich up dat! Dat is löss, hier moss du di upsetten.

Wilm De Düwel auk, dat is mi nu düer un düer gaohn. *(angstvoll)* Wat mäcks du dann nu, Karl? *(man hört das laute Aufschlagen der Leiter)* Waorüm schmitts du dann de Biämen wegg? Wu süölt wi dann wä dedaale kuomen?

Karl Dao find't sick woll en Wegg. Dat is blouts, dat wi nich men kniepen küönt, wann us de Mout velött.

Wilm Ooch, dao häw'ick kinne Angst vör, de laot men kuomen. Wu late hä'wi dat?

Karl Veerdel nao sesse. Dat duert nich män lange. Dao mi äs den Buddel! *(Pause)*

Wilm Holl die faste, Karl, et gejht rund. *(Man hört zunächst fern das Geräusch von Betontransportern, das lauter wird. Es kommen die Stimmen der Bauleute hinzu: Hier, wo soll der erste Beton hin? ... Ja, dahinten kann ich doch nicht hinfahr'n, da sack ich doch weg! ... Ja gut, dann fahr da rum. Kommst du denn mit dem Rüttler so weit, von da aus? ... Ach, jedesmal! ...)*

im Vordergrund:

Franz Morgen, Herr Kampmann, sind Ihre Leute auf Posten? Können wir anfangen?

Kamp. Ja, meinetwegen gerne, Herr Kleevers, aber es gibt da noch so ein Problem. Schauen Sie mal da rüber!

Franz Ja ... was ist das denn? Was wollen die denn hier! Und wie sind die da überhaupt raufgekommen?

Kamp. Keine Ahnung, Herr Kleevers, ich weiß nur, dass wir so nicht anfangen können.

Franz Sagen Sie mal, sind das nicht Schneiders Wilm und Havels Karl?

Kamp. Ja, ich glaube schon.

Franz Moment mal! *(lacht)* Das kann doch wohl nicht wahr sein!

Karl Kick, Wilm, kenns du em? Use Nauber kümp.

Franz Meine Herren, Sie haben sich anscheinend verlaufen! Oder soll das ein Scherz sein, was Sie da treiben?

Wilm Kuom, Franz, blouts ümdat du hier Amtsperson bis, bruks du di nich so hauge uttedrücken.

Franz Jä gued, Wilm, wat sall dat Theater? Ji wiät't woll nich, wao ji hier sittet, wa?

Wilm *(ruhig)* Doch, doch! Dat wiät't wi woll. Wi sittet hier in Theas Gaorden.

Karl Hier häfft wi muorns immer siätten, Franz, jüst an düsse Stiä. Blouts, dat hier üerwerall no Gräss wäör. – Dat is de beste Tied an'n Dagg, so fröh muorns, wann de Vüögelkes so fein singet. Is dat nich so, Wilm?

Wilm Jau, so is dat. Un wann me dat so jaohrelang daon häff, dann kann me sick dao eerste gar nich an gewiähnen, dat dat hier nu änners sien sall. Wi sind vemuorn lössgaohn und häfft gar nich miärket, dat dao wat nich stimmde *(Letzteres betont ironisch gesprochen)*

Franz Dann wiät't Ji 't nu! Kuomt dao runner. Ji hollt den hejlen Betrieb hier up!

Karl Ooch nee, Franz, wi sittet hier so fein! Et kümp doch auk up ejnen Dagg nich an, wa?

Franz Dat is hier kin Spell, Karl! Ji maaket juch strafbar! Ick lao juch nu dao runnerhalen.

Wilm Si vörsichtig, Franz, wi konn'n hier dedaale fallen, un dann lüe't de Daudenklocken no maol.

Franz Wat wuss du daomet seggen, Wilm? – Segget äs, sind ji nich men klaor bi Vestand? Ji staoht hier in'n Wegg! Ji hault den ganzen Betrieb up, wat mens du, wat us dat 'n Geld kost't. – Wi fanget nu an te gejten, dat is mi ganz egaol, un wann ji dao bet an Halse in faste sittet!

Karl Jau, jau, lao män kuomen dat Tüges. Bet dat dat jier buoben ankuomen is, vegejht jä auk no wat!

Kamp. *(langsam ausblenden)* Herr Kleevers, so geht das ja wohl nicht ... andere Maßnahmen ergreifen ... die Polizei holen ...

**Biäme* ist ein regionaler niederdeutscher Ausdruck für *Leiter,* andernorts *Bemme* oder *Ledder*

Aus »Die Spur des Malers«

Auf das Feiern verstanden sie sich sehr gut, meine deutschen Malerkollegen in Rom. Kaum hatte man dem Karneval ausgiebig gehuldigt, wurde auch schon beschlossen, im milden Winterwetter eine kleine Reise ans Meer zu unternehmen, zu Fuß, nur die nötigsten Dinge, etwas Wäsche und Proviant auf dem Rücken tragend. Man rüstete sich also mit dem Nötigsten, zwei junge Italiener samt ihrer Esel wurden zu Trägern in dieser Expedition verpflichtet, und am anderen Morgen marschierten wir zur Porta Capena hinaus. Mir war nicht besonders heiter zu Mute, und auch von Oer, zu dem ich mich nun immer wieder gesellte, weil seine stille, unaufdringliche Art der meinen entsprach, schien eher ernst.
»So werden wir dereinst – und dieser Tag wird nicht fern sein – diesen wundervollen Ort verlassen, unsere kleine Oase, und draußen die schwereren Wege des Alltags gehen müssen.«
»Ja, man wird nicht ewig in der Ewigen Stadt bleiben können.
»Nein, irgendwann – ich denke, in naher Zukunft –, vielleicht schon im Mai, werde ich die Rückreise antreten, wohl über Venedig – ich war noch nicht dort –, mit Sicherheit aber über München und schließlich nach Dresden.«
»Ach, wenn ich doch auch meinen Weg schon so genau vor Augen sähe ...
Ich weiß nicht einmal, wohin ich denn in Deutschland zurückkehren sollte. Und wenn ich Unseresgleichen von der »Deutschen Heimat« reden höre, die sie hier vor allem an Weihnachten so recht vermisst haben wollen, so habe ich nicht einmal die leiseste Ahnung, was sie damit wohl meinen könnten.«
»Nun, lieber Dacht, wir beide mögen es uns vielleicht nicht in dem Maße eingestehen, wie es unsere Freunde

öffentlich zur Schau tragen – auch für mein Empfinden ist das mitunter etwas überzuckert. Aber auch du wirst eine Kindheit gehabt haben, ein Heim, sorgende Eltern, Onkel, Tanten, Vettern und Cousinen – eine Landschaft, deren Konturen du dir als Kind unbewusst eingeprägt hast, oder die Häuser und Straßen deiner Stadt, den Brunnen in deinem Viertel – nun, all das wird dir entgegenleuchten, je näher du diesem Ort deiner Kindheit kommen wirst.«

»Verzeih mir, lieber Freund, aber ich zweifle daran – und offen gesagt: vieles, das mir in der Kindheit begegnete, ist der Erinnerung nicht wert.«

»Du dauerst mich, Dracht, will hoffen, dass das Gefühl dereinst doch den Kopf und alle Erinnerung überlisten wird, wenn du vor den Toren deiner Stadt stehst, am Abend vielleicht, und in den Fenstern deines Elternhauses die Lichter brennen siehst ... bestimmt, Dracht, dann übermannt dich die Wiedersehensfreude, wie du es noch nie erlebt hast. Sei dessen sicher!«

Ich antwortete nicht. Wir trotteten stumm den anderen hinterdrein. Die Campagna senkte sich dem Meere zu. Ich glaubte, in der Luft schon das Salz riechen zu können. Meine Gedanken gingen zurück, dahin, wo wohl mein neuer Freund Theobald von Oer meine Heimat gesehen hätte ... Es war ein düsteres Haus, das ich da sah, aller Glanz, den es in seiner Bescheidenheit und Ehrlichkeit hätte haben können, war aufgesogen von der Armut. Denn hier wohnte kein ehrlicher Hausvater. Hier wohnte ein Mann, der mit seiner bescheidenen Kunst, der Kupferstecherei und der Lithografie, kaum das Nötigste erwirtschaftete, dabei Großes wirken wollte und doch das tägliche Brot mit dem Setzen von Notenblättern für den örtlichen Caecilienverein und das Orchester unseres Theaters verdienen musste. Sechs ganze Kreuzer brachte der Bogen und er saß darüber manche Nacht, giesgrämig anderntags und nur erheitert, wenn er Aussicht hatte, das

Baritonsolo in einem Konzert eben jenes Caecilienvereins singen zu dürfen. Denn mein Vater war ein großer Sänger vor dem Herrn, und was ihm an beruflicher Anerkennung und Erfolg mangelte, das holte er sich bei diesen Gelegenheiten. Alle bewunderten und lobten dann den Zeichner und Maler, der er eigentlich war, wegen seiner Sangeskunst. Was lag da näher, als im fortgeschrittenen Alter von fünfunddreißig Jahren noch einmal umzusatteln. Also verängstigte er meine arme Mutter – ich mag damals etwa sechs Jahre alt gewesen sein – mit der Botschaft, nun vollständig in das Sangesfach zu wechseln. Ernüchtert durch wohlmeinende Ratschläge der Freunde, die ihn warnten, seine Existenz allein auf eine Neigung, eine Liebhaberei zu stellen, ergab sich mein Vater in sein Schicksal. Gelegentlich sang er größere Arien, dann wieder saß er nächtelang über den Notenlinien oder arbeitete emsig an der lithografischen Kopie einer Zeichnung. Nur selten fand er die Zeit, selbst wieder zu zeichnen und zu malen, und sein Atelier, der schönste und hellste Raum des ansonsten engen und dunklen Hauses, wurde zu seinem Privatgemach. Dort wollte er ungestört sein, widmete sich dann aber nicht seiner Kunst, sondern, wie wir heimlich beobachteten, schlicht des lethargischen Nichtstuns – was er wohl selbst am besten wusste und uns mit der üblen Laune übergoss, die daraus resultierte.

In mir sah er wohl eine Gelegenheit, seine Künstlernatur fortzuführen, und so nötigte er mich, an den Zeichenkursen teilzunehmen, die er im örtlichen Lyzeum gab – auch das hielt er selbstverständlich für weit unter seiner Würde. So hatte ich denn, mehr vom Wunsche des Vaters bestimmt als von eigener Neigung, jenen Weg eingeschlagen, der mich hierher gebracht, ein Fremder an der Seite deutscher Maler in Rom, nun auf dem Weg den Tiber hinab dem Meer entgegen, vorbei an kargen Fischerhütten an der Isola Sacra zwischen den beiden Armen des Ti-

ber, die wir überschritten und am Meeresstrand weiterwanderten. Wir gelangten durch Haine knorriger, wild wuchernder Korkeichen, die bis an das Meer heranreichten, ins alte Lavinium, wo ich mir für die Nacht mit von Oer die schäbige Kammer einer schmutzigen Absteige teilte – den anderen erging es nicht besser. Am wolkenlosen Nachthimmel leuchteten die Sterne und das angenehm dumpfe Grollen der Brandung versetzte mich in eine angenehme Ruhe.

Es war einer dieser Momente, in denen man spürt, wie das Schicksal die Fäden spinnt und jene Wege wundersam zusammenknüpft, die unser Leben in die eine oder andere Richtung lenken, als seien uns die Scheidewege schon vorgezeichnet und es fehle nur der entscheidende Verweis auf die Richtung, ein letzter Anstoß, ein sanfter Schub von unsichtbarer Hand, um das Schiff des Lebens (und wäre es auch nur ein schwankender Nachen) auf neuen Kurs zu bringen. Denn wie einen guten Wunsch zur Nacht hörte ich plötzlich von Oer neben mir im Stroh, den Kopf der gekälkten Wand zugewendet, fast beiläufig sagen:

»Wenn du übrigens partout in Deutschland keine Heimat kennen willst, so werde ich, wenn du magst, meiner Mutter schreiben. Sie kann dich gewiss auf unserem Gute in Westfalen gebrauchen, zumindest wird sie dich gern einige Monate beherbergen.«

Ich erschrak fast über das Angebot. Es kam mir vor wie ein Geschenk, das ich nicht verdient hatte, und es dauerte einen Moment bis ich die richtigen Worte fand:

»Ich danke dir von Herzen, lieber Freund. Es kann sehr wohl sein, dass ich dein freundliches Angebot schon recht bald annehmen werde.«

»Nun, so großmütig ist das Angebot nicht. Es gäbe mir die Möglichkeit, meine Rückreise ein wenig in die Länge zu ziehen. Du wärest meiner Mutter derweil sicher eine gute Gesellschaft, mein Vater ist schon seit fünf Jahren tot, und sie würde ihren eigenen Sohn dann nicht so

schmerzlich vermissen. Außerdem habe ich lange nachgedacht, über deine Heimatlosigkeit. Es tut mir aufrichtig leid, dich so ziellos zu wissen.«
»Ziellos mag ich sein, aber nicht tatenlos!«
Ich bemühte mich, diesen halb gelogenen, halb pathetisch deklamierten Satz der Stimmung dieses Momentes folgend ohne zu Stottern kraftvoll in den Raum zu stellen, wo er aber alsbald verhallte und sich durch die Ritzen des Mauerwerks, durch die der kalte Februarwind pfiff, nach draußen in die Nacht davonstahl.

Es überkommt mich wie ein Anfall. Ich ahne, bald wird es geschehen. Es ist in mir, es ist stärker als ich. Nicht von der Allgewalt des Bösen, an die ich nicht glaube, will ich sprechen, wohl aber von einer schwarzen Kraft, die mein Bewusstsein auslöscht und mich zu frevelhaftem Tun anstiftet. Mir ist dann, als wollte ich mich an den Ungerechtigkeiten rächen, die die Welt für mich bereithält, während sie anderen in meiner Umgebung Glück und Erfolg bringt.
Ich war im Begriff, an der *Kunst*, die ich mir zum Lebensinhalt gesucht, zugrunde zu gehen.

Immerhin hat diese westfälische Einöde ihr Gutes bewirkt. Ich stelle mich meiner Vergangenheit, ich denke über mein Leben nach, selbst mitunter verwundert, zu welchen Taten ich bislang fähig war, welche Ungeheuerlichkeiten mich schon früh an den Galgen hätten bringen können. Ich erinnere mich an jene violett blaue Nacht, in der ich, den Kopf fast gänzlich in ein schwarzes Tuch gehüllt, in einem Hohlweg der Serpentara, etwa eine halbe Stunde vor Olevano, lauerte. Die Gegend war wegen ihrer landschaftlichen Schönheit bekannt, aber ebenso gefürchtet wegen der dort lauernden Räuber. Eine Gruppe deutscher Maler hatte dort bis nach Einbruch der Dunkelheit gemalt. Ich sprang ihnen in den Weg, bedrohte sie wortlos

mit der Jagdwaffe, die ich von meinem Wirte geborgt und musste nur eine fordernde Handbewegung machen, schon legten mir die jungen Maler alles zu Füßen, was sie in den Taschen hatten. Das war nur wenig, einige Münzen nur, so dass ich unmissverständlich auf ihre Mappen und Skizzenbücher wies. Murrend und voller Trauer gaben sie sie ab. Einer wollte gar sein Handwerkszeug dazulegen, ich stieß ihm den wertlosen Malkasten mit dem Fuß zurück und wies sie mit wildem Gefuchtel an, schleunigst zu verschwinden. Sie liefen den Hügel hinab, als hätten sie den Leibhaftigen gesehen. Ich warf meinen Umhang und das schwarze Tuch, das mein Gesicht verdeckt hatte, ins Gebüsch, schnürte meine Beute zu einem Bündel zusammen und machte mich auf den Weg zur etwas höher gelegenen Casa Baldi, wo ich damals wohnte. Es war tiefe Nacht, nichts regte sich im Haus. Leise stellte ich das Gewehr zurück und ging in mein Zimmer. War mein Tun unentdeckt geblieben? Würde es unentdeckt bleiben?

…

In Siena kam ich zu dem deutschen Maler und Bildrestaurator Metzler, der, nachdem er mein Zeugnis aus München studiert und das Empfehlungsschreiben meines dortigen Professors gelesen, recht unverhohlen nach meinem Können fragte. Er bewohnte ein altes Haus nahe der Porta Romana mit einem wild wuchernden Garten. Dort richteten einige Handwerksleute eine eingefallene Mauer her, die verputzt wurde. So erbat ich mir die Erlaubnis, al fresco ein kleines Madonnenbildnis darauf zu werfen, was mir zu meinem eigenen Erstaunen mit verblüffender Geschwindigkeit und gutem Ergebnis gelang. Der Meister war voll des Lobes, ich nahm es an, wohl wissend, dass diese Arbeit kein Geniestreich, sondern der hundertfach geübte Trick eines Taschenspielers war. Die Fresko-Technik verlangte gleichzeitig Sicherheit und Geschwindigkeit, und wir hatten in München bei Franke ein selbst gewähltes Motiv so oft und so lange zeichnen, kolorieren, malen

müssen, dass wir es jederzeit mit sicherer und leichter Hand ohne Korrekturen auf einen frischen Putz bringen konnten.
Der Meister also betrachtete meine kleine Fingerübung mit äußerstem Wohlwollen und bot mir an, sein Gehilfe zu werden. So war auch dieser Plan aufgegangen: Ich wusste, dass Metzler der einzige deutsche Meister war, dem die hohe Ehre zuteilwurde, bei den umfangreichen Restaurierungsarbeiten des großen Lorenzetti-Freskos im Palazzo Pubblico mitzuwirken.
Also hatten mich die verschlungenen Wege meines Schicksals über München, wo ich die Fresko-Malerei studiert hatte und Rom, wo ich ein Fremdling unter Gleichen war, durch ein dunkles Tal bei Olevano, wo ich zum Räuber wurde, bis in die schöne Stadt Siena gebracht. Dort arbeitete ich emsig, festen Willens, alles Alte hinter mir abzuschneiden, neu anzufangen, endlich meine Kunst und all mein Talent zum Wohle der Menschheit einzusetzen – und zu meinem Glück; denn ich wusste wohl, dass ich mir ein Privileg erobert hatte, eines, das zudem noch für ausreichende Einkünfte sorgte.
Ich studierte die Geschichte Sienas, bot all meine italienischen Sprachkenntnisse auf, um mehr über die Entstehung und die Bedeutung des großen Fresko-Werkes des Abrogio Lorenzetti im Palazzo Pubblico zu erfahren. Ich war der letzte, der abends die Piccolomini-Bibliothek verließ und der erste, der des Morgens die Vorbereitungen für die schwierige Arbeit traf. Denn das alte Fresko war nach drei Jahrhunderten an vielen Stellen kaum noch sichtbar und musste mit äußerster Vorsicht wieder zum Leben erweckt werden. Aber man betrachtete meinen Fleiß mit Skepsis, mein Tun mit Argwohn. Kaum jemand sprach mit mir, und wenn, dann in ernstem, anklagendem Ton – vor allem Meister Serafino, der Gildemeister, der die Wiederherstellung dieses großen Kunstwerkes als seine Lebensaufgabe betrachtete, mit der er in die Geschichte

seiner Stadt Siena eingehen würde. Dabei lief vieles falsch, und er merkte es nicht. Ich versuchte meinen deutschen Meister auf drohende Katastrophen hinzuweisen, Meister Metzler aber legte den Finger auf die Lippen und wies mich an zu schweigen, und als er merkte, wie ich innerlich bebte, führte er mich abseits in eine kleine Kammer und schloss die Tür.
»Ich denke, Dracht, es ist höchste Zeit für ein paar offene, aber ernste Worte.«
»Ich wüsste nicht, was ...«
»Hören Sie mir einfach zu, Dracht, Sie haben danach Gelegenheit sich zu äußern. Fangen wir ohne Umschweife mit dem ersten Vorwurf an.«
»Vorwurf? Ich verstehe nicht ...«
»Sie verstehen recht wohl, Dracht, es macht keinen Sinn, lange darum herum zu reden.«
»Ist das jetzt ein Verhör? So bitte ich um juristischen Beistand.«
»Den werden wir nicht brauchen – noch nicht. Aber schauen Sie bitte nicht mit dieser hochnäsigen Arroganz ins Leere, Dracht, schauen Sie mich an! Die Sache ist dann doch ernster, als Sie vielleicht denken.«
»Es geht doch wohl nicht immer noch um jenen einen Buchstaben? Das wäre ja lächerlich.«
»Sehr wohl, Dracht, es geht um diesen einen Buchstaben, das mögen Sie lächerlich finden, unsere Auftraggeber sind da entschieden anderer Meinung. Es geht um jenen einen Buchstaben über dem Kopf der Siena-Allegorie. Namentlich ein C, ein zusätzliches C, für das es nach Ansicht der hiesigen Gelehrten keinen Grund gibt.«
»Dann sollten die hiesigen Gelehrten ihr Wissen vertiefen und ihre Ansichten revidieren. C - S - C - C - V! So steht es auf allen zeitgenössischen Münzen: C wie Commune, S wie Senarum, C – jawohl ein zusätzliches C für Civitatis, ein weiteres C für Civitas, und das V für Virginis. Commune Senanum Civitatis Civitas Virginis.«

»Dracht, ein für allemal: Wir sind nicht hier, um Streit zu säen, wir haben dienende Funktion. Man hat uns eingeladen, übrigens gegen gutes Geld, wie Sie wohl wissen, um den größten künstlerischen Schatz des Stadtstaates Siena wiederherzustellen. Das ist zum einen eine große Ehre, zum anderen ein heiliger Dienst – jawohl, ich scheue mich nicht, diese Worte zu gebrauchen, ein heiliger Dienst an dem großen Lorenzetti und seiner unvergleichlichen Kunst. Das sollten Sie beherzigen, Dracht.«
»Aber was falsch ist, bleibt dennoch falsch! Und gerade weil es ein heiliger Dienst ist, kann ich doch nicht ernsthaft stillschweigend dazu beitragen, dass dieses Kunstwerk für alle Zeiten verfälscht wird. Das kann wohl niemand von mir verlangen.«
»Verlangt wird von Ihnen, Ferdinand, dass Sie Ihr Handwerk – Ihr Handwerk! nicht Ihr Wissen! – zum Besten geben. Und da muss ich, so leid es mir tut, die Kritik teilen, die hier an Ihrer Restaurationsarbeit geübt wird. Nehmen wir zum Beispiel ...«
»Ach, Gott ja, das leidige Ochsengespann!«
»Das ist beileibe keine Kleinigkeit, Dracht. Die Restauration ist an dieser Stelle völlig misslungen! Die Trägerschicht müsste tief abgeschlagen werden, wodurch weitere Substanz an den Rändern verloren ginge. Sie werden zugeben, dass das nicht zu Ihrem und damit auch nicht zu meinem Ruhme gereicht.«
»Ich hatte dringend darum gebeten, mir die Arbeiten der Figurenzeichnung zu überlassen, Faltenwurf und dergleichen. Plötzlich soll ich ein Ochsengespann malen, ich bin kein Tiermaler! Außerdem ist an der Stelle der Untergrund völlig verdorben. Diese Idioten haben Zement beigemischt, wie soll denn da die Farbe ihre Kraft behalten? Wissen die nicht, welchen Kalk man braucht und wieviel? Ich will ihnen die rechte Mischung gern verraten.«
»Nicht in diesem Ton, Dracht! Sie reden weder mit mir in dieser arroganten Art, noch mit irgendeinem unserer

italienischen Auftraggeber. Wir können wahrlich nicht so tun, als hätten Giotto oder Michelangelo nicht existiert; wir, Ferdinand, haben die Fresko-Technik gewiss nicht erfunden.«
»Aber wir haben sie vielleicht in den letzten Jahren wiederentdeckt und verfeinert, während die Italiener hier das Erbe ihrer großen Vorfahren längst vergessen haben! Sie mischen Zement in den Mörtel ...!«
»Gut, ich werde das mit dem Gildemeister besprechen – in aller Ruhe und Gelassenheit. Wir dürfen einfach nicht vergessen –
»– dass wir hier Gäste sind, Diener des kunsthistorischen Heiligtums, das die Eingeborenen auf diese Weise schnell und endgültig ruiniert haben werden.«
»Geben Sie endlich Ruhe, Dracht. Falls Sie es noch nicht wissen, Sie stehen unter besonderer Beobachtung des Gildemeisters.«
»Wollen Sie mir drohen?«
»Nein, die Bedrohung geht gewiss nicht von mir aus, Ferdinand, dafür sorgen Sie leider selbst. Die Handwerker beäugen Sie argwöhnisch, in zweierlei Hinsicht: fachlich und auch privat.«
»Privat?«
»Man munkelt, Sie hätten ein Auge auf die Tochter des Gildemeisters geworfen?«
»Nicht, dass ich wüsste ...«
»So, Sie wissen davon nichts? Aber nahezu alle hier wissen sehr wohl davon. Die schöne Francesca, Dracht, nun tun Sie mal nicht so unschuldig.«
»Francesca ist …?«
»Die Tochter des Gildemeisters, ja, wussten Sie das nicht?«
»Aber er hat mich doch selbst gebeten, Francesca zu begleiten.«

»Ja, weil er zu Ihnen fast ebenso viel Vertrauen hatte wie zu seiner eigenen Tochter. Ihr hat er die gefährlichen Botengänge anvertraut … Gold, Farben, Geld … Dass er Sie gebeten hat, Dracht, seine Tochter zu beschützen, beweist sein großes Vertrauen. Also: spielen Sie den Ritter, nicht den Liebhaber! Sie würden sich ohnehin nur unglücklich machen.«
»Glauben Sie mir, ich hatte keine Ahnung ...«
»Schon gut, Ferdinand, ich glaube Ihnen, lassen Sie uns wieder an die Arbeit gehen. Wir dürfen die Ehre der deutschen Maler hier nicht in Misskredit bringen …«

Ich gab mich konziliant ließ mich von Meister Serafino beraten, signalisierte Einsicht und gelobte Besserung, und siehe da, unser Verhältnis wurde freundlicher. Die Maske des guten Jungen, des gelehrigen Dieners der großen Sache, tat ihre Wirkung. Inwendig aber sann ich auf Rache. Seine Missgunst hatte mich beschämt, die Arroganz der italienischen Vorarbeiter hatte mich gedemütigt.
Francesca, schön wie die Venus von Botticelli, natürlich hatte ich ein Auge auf sie geworfen. Wie sollte ich denn wohl nicht? Sie mochte sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein, der ganze Stolz des mächtigen Vaters, der ihr künstlerisches Talent rühmte und durchaus beabsichtigte, in Ermangelung eigener Söhne seine älteste Tochter zur Nachfolgerin seines Betriebes zu machen – die strengen italienischen Zunftvorschriften schlössen das, wie er immer wieder betonte, nicht aus.
Ich ging gern mit ihr zu den Farbhändlern. In den Gewölben unterhalb der Kirche tat sich ein buntes Universum auf: Indigo, Grünerde, gelber Ocker von der Insel Elba und andere Abstufungen dieser Erdfarbe, die sie hier einfach vom Ufer der Flüsse holten, Umbra-Töne, die bis ins Schwarze gingen, eine Welt aus Farben … dazu die Trommeln und Mörser, in denen sie die Mineralien zerkleiner-

ten, um daraus Malachit, Lapislazuli oder Zinnober zu gewinnen, Rötel von der griechischen Insel Lemnos, der kräftige spanische rote Ocker, das berühmte gebrannte Sieneser Rotbraun.
Die Kontore des Goldhändlers und des Geldwechslers durfte ich hingegen nicht betreten, es sollte mir wohl – trotz des angeblichen Vertrauens – die genaue Menge des Blattgoldes und des Bargeldes, mit dem die Arbeiter bezahlt wurden, verborgen bleiben, damit ich nicht auf dumme Gedanken käme. Sie konnten ja nicht ahnen, dass mir das Denken – nicht dummer, sondern schlicht kriminneller – Gedanken, nahezu angeboren war. Und natürlich drehten sich schon die Räder in meinem kranken Hirn.

Nachwort

Auf die Frage, was ihn zum Schreiben motiviere, hat Georg Bühren einmal geantwortet:

> Ich schreibe einfach. Ich könnte keinen tieferen Beweggrund nennen. Es entstand, glaube ich, durch die Beschäftigung mit Kunst. Ich habe ein Studium hier an der Münsteraner Kunstakademie absolviert. Ich glaube, da sind diese kreativen Prozesse entstanden und gewachsen. Und jetzt ist es halt so, dass man all das sammelt, was einem in den Kopf kommt und irgendwo ablegt. Das ist eine Art Grundbedürfnis, das ich habe, dass ich diese Ideen irgendwo festhalten will und dann daraus Gedichte oder Geschichten spinne oder im Extremfall auch größere Romane konstruiere.[1]

Der letzte Satz leitet unmittelbar zum vorliegenden Lesebuch über. Es stellt mehrere Schaffensbereiche des Autors vor, die gleichrangig nebeneinanderstehen: Krimi, Lyrik, Hörspiel sowie seine Bühnen- und Fernseharbeit, sei es als Regisseur oder auch als Schauspieler.[2] Als roter Faden ist ein Interesse an dem auszumachen, was inzwischen vielfach (und oft mit Berechtigung) in Verruf gekommen ist, der Begriff ›Heimat‹. Er ist bei Georg Bühren eng mit der Frage nach Herkunft, persönlicher Prägung, dem eigenen Weg zur Kunst und auch mit Neugierde verknüpft. Auf

---

[1] Vgl. Walter Gödden/Thomas Strauch (Hg.): Ich schreibe, weil … 36 westfälische Autorinnen und Autoren im Interview. Bielefeld 2011, S. 43.

[2] Bühren ist auch Fotograf, Maler und Musiker. Mit seiner Band »Pattu« hat er die CDs *wiet wech*, *Live in Ahle* und *Hiärwstblae*r eingespielt (s. www.pattu.de). Pattu wurde 2014 mit dem Rottendorf-Preis ausgezeichnet.

dem Weg der eigenen Definitionsklärung fragte er bei anderen nach, auch, um hierdurch Anregungen für seine Rundfunkarbeit zu gewinnen:

> [I]ch traf Luis Trenker in München, diskutierte mit Dieter Hildebrand und Gerhard Polt über den Heimatbegriff, nachts um zwei in einer bayerischen Schankwirtschaft in Ingolstadt, suchte nach der deutschen Seele im Elsaß und unterhielt mich mit den medialen Leitfiguren deutscher Provinzen, Willi Millowitsch, Jürgen von Manger und Heidi Kabel... So, dachte ich, müsse man Heimatfunk machen.[3]

Das war zu einer Zeit, als der 1955 in Mettingen im Tecklenburger Land geborene Autor noch in Münster Kunsterziehung und Germanistik studierte. Von der Malerei war er über die Bildhauerei zum Film und zur Rundfunkarbeit gekommen. Bereits damals schrieb er nebenbei niederdeutsche Hörspiele und Featuresendungen für Radio Bremen, unter anderem eine Sendung mit Max Frisch mit dem Titel *Heimaten*.
Nach dem 1. und 2. Staatsexamen wurde Bühren 1987 festangestellter Dramaturg der WDR-Hörspielabteilung Neben mehrfach preisgekrönten Regiearbeiten bei niederdeutschen und hochdeutschen Hörspielproduktionen und Theaterproduktionen lieferte er Fernsehbeiträge über regionale Themen. Zu nennen sind ferner Filme über Annette von Droste-Hülshoff, Augustin Wibbelt, westfälische Amerika-Auswanderer und Fernsehaufzeichnungen niederdeutscher Theaterstücke. Hinzu kam sein ehrenamtliches Engagement für das Niederdeutsche, unter anderem in seiner Eigenschaft als Herausgeber der nieder-

[3] Aus der Dankrede anlässlich der Entgegennahme des Rottendorf-Preises 1997.

deutschen Anthologie *Neue niederdeutsche Lyrik aus Westfalen* (1995), als Verfasser von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften, als Initiator und Organisator des 1997 zehn Jahre bestehenden Niederdeutschen Theatertreffens Westfalen-Lippe, als Beiratsmitglied des Instituts für Niederdeutsche Sprache in Bremen sowie als Leiter der Fachstelle Niederdeutsche Sprachpflege beim Westfälischen Heimatbund. Großen Anklang fand sein Hörspielwettbewerb *Geschichten von Land und Leuten* Im Jahre 1991. Als Dokumentarist erwarb er sich besondere Verdienste als Herausgeber einer CD-Edition mit den wichtigsten Niederdeutschen Hörspielen des WDR der Jahre 1950 bis 2005.[4]
Das eigene Schreiben lief nebenher immer mit. Und sei es auch nur in rudimentärer Form:

> Die Spurensicherung erfolgt in kleinen Notizbüchern, dort werden die Wortsplitter, Dialogfetzen, Schlagzeilen vorläufig eingesperrt, um später ergänzt, verworfen, gebrochen, versilbert oder gegen den Strich gebürstet zu werden, bis – im Idealfall – unter den Buchstaben das durchscheint, was Hans Magnus Enzensberger das ›Wasserzeichen der Poesie‹ genannt hat, ein seltenes, kleines Vergnügen, beim Schreiben, wie beim Lesen, es geschieht – denn Zeit ist immer knapp – beiläufig, in Zügen, im Wartezimmer, egal wie und wo ...[5]

Als sein erstes niederdeutsches Hörspiel *Wi staoht in' Wegg* realisiert wurde, war Bühren gerade einmal 24 Jahre. Es folgten vier weitere Produktionen bis *Voss un Wulf* 1995.

---

[4] Die Edition umfasst 57 Hörspiele; sie erschien 2013 als 3-teilige MP3-CD beim LWL-Medienzentrum für Westfalen.
[5] Aus der Dankrede anlässlich der Entgegennahme des Fritz-Reuter-Preises, 2002 (gedruckt als Veröffentlichung der Carl-Toepfer-Stiftung, Hamburg 2002).

In gedruckter Form debütierte Bühren 1990 mit einer Sammlung seiner westfälischen Stücke unter dem Titel *Houßensapp*. Zwei Jahre später erschien sein erster Lyrikband *De Lüe, de Wäör, de Tied* und fand gleich große Aufmerksamkeit.
Woher rührt diese Liebe zum Niederdeutschen? Sie war dem Autor sozusagen in die Wiege gelegt. Bühren war in seinem Elternhaus zweisprachig aufgewachsen. Das Plattdeutsche war dort noch die Umgangssprache – und die werde man, so der Autor, »als erste Sprache eigentlich nicht los«.

> [A]ls ich anfing zu schreiben, waren das eben so Situationen, die ich in meiner Jugend oder meiner Kindheit erlebt hatte, da gehörte einfach zwangsläufig das Plattdeutsche dazu. Es wäre ganz falsch gewesen, die alte Frau, über die ich mein erstes Hörspiel machte, Hochdeutsch reden zu lassen. Das wäre falsch gewesen. Insofern gehörte das ganz natürlich dazu. Da ich ja, wie gesagt, von dem Ganzen nicht leben musste, habe ich das einfach gemacht. Ich habe ganz naiv gesagt, ich will eine Geschichte schreiben, die hier in der Gegend spielt, also müssen die Leute plattdeutsch reden. Das habe ich angeboten, es ist angenommen worden und dann ging es in Norddeutschland weiter, wo der Bereich des Niederdeutschen sehr viel größer ist. Aber eine Nische habe ich da nicht gesucht.[6]

In geografischer Hinsicht war hiermit die Bauerschaft Wiehe zwischen Ibbenbüren und Mettingen gemeint, in der Bühren aufwuchs, eine Gegend, in der »noch heute Plattdeutsch als Umgangssprache ziemlich normal ist, und

[6] Zitiert nach Gödden/Strauch 2011 (Anm. 1), S. 43.

in der damals Menschen bleibende Eindrücke hinterließen, Eindrücke in Form von Sprache, manchmal auch von Sprachlosigkeit«.[7]
Es waren sehr persönliche Bilder, die sich dem Autor aus dieser Zeit einprägten. Ihr Zeitbezug – das Gestern, Kindheit und Jugend – blieben für ihn bis heute präsent:

> Wir waren <in Kindheit und Jugend> überall, uns gehörten der Wald und die Remisen der Höfe, die Stoppelfelder und die Kartoffelfeuer; ein Land der offenen Türen, aber mit der Zeit schlagen sie nacheinander zu und bekommen moderne Spion-Augen: Wenn man durch sie hindurchsieht, verzerrt sich die Welt.[8]

Als Bühren 1997 für seine Lyrik mit dem Ennigerloher Rottendorf-Preis für niederdeutsche Literatur ausgezeichnet wurde, sagte er in seiner Dankrede: »In einer von Bildern so reichen Kindheit auf dem Lande aufgewachsen zu sein«, sei »ein unschätzbarer Wert«; »... es sind immer Bilder, die in meiner Lyrik sich in wenigen Worten verdichten, kleine Formulierungen von Erkanntem, nicht von Erkenntnissen.«[9]
Bühren verhehlt nicht, dass ihm auf dem Gebiet der modernen Mundartliteratur damals prominente Gegenwartsautoren wie Norbert Johannimloh oder Siegfried Kessemeier den Weg geebnet hatten:

> Nachdem ich mein erstes Hörspiel auf Niederdeutsch geschrieben hatte, habe ich mich näher mit dieser Sprache beschäftigt und fand gerade bei Kessemeier und Johannimloh Versuche, das Niederdeutsche anders zu nutzen als nur umgangssprachlich, sondern

[7] Dankrede 2002 (Anm. 5).
[8] Ebd.
[9] Dankrede 1997 (Anm. 3).

> eben literarisch. Und das war in den 1960er Jahren eben schon passiert, auch in anderen deutschsprachigen Gegenden, dass Autoren den Dialekt für ihre Lyrik genutzt hatten – man denke an Jandl und andere –, und als ich in den 1970ern studiert hatte, lag das schon vor. Damit habe ich mich beschäftigt. Das hat mich sehr beeinflusst.[10]

Wie seine Vorbilder betrachtet Bühren das Niederdeutsche nicht als folkloristische Reminiszenz, sondern als weitgehend unverbrauchtes lyrisches Wortmaterial:

> In der Lyrik ist es wirklich ein künstlerisches Mittel. Sie haben andere Laute, sie haben andere Möglichkeiten, mit dieser Sprache umzugehen, schon rein klanglich. Das betrifft die Lyrik. Was Hörspiele angeht, was Szenisches angeht, ist es natürlich die Umgangssprache und da ist es im Grunde eins zu eins, wobei im heutigen neuen Niederdeutschen sehr vieles an Anglizismen und Hochdeutschem integriert wird.[11]

Und an anderer Stelle:

> Das niederdeutsche Gedicht … triumphiert über das hochdeutsche, weil es über die schöneren Lautkombinationen verfügt, zumindest über die ungewöhnlicheren, und weil sich seine Inhalte und seine ästhetischen Formen an den erschwerten Bedingungen einer direkteren Sprache beweisen muss. Denn direkter und unverstellter als das Hochdeutsche ist das Niederdeutsche allemal. Mich persönlich zwingt das Niederdeutsche zur Klarheit, daher die reduzierten Formen, es zwingt weitgehend auf den Verzicht modernen Geklirrs, wie

[10] Zitiert nach Strauch/Gödden 2011 (Anm. 1), S. 44.
[11] Ebd.

> wir es in der aktuellen hochdeutschen Lyrik vorfinden, wo oft mit selbsterfundenen Neusprachen gearbeitet wird, die einen Zugang nur über die Person des Autors zulassen; das Niederdeutsche, so wie ich es verwende, zwingt – nicht zum Verzicht auf das Sprachspiel, aber auf allzu gewundene Verzierungen, die beim ersten lauten Lesen abbrechen.[12]

Als Bühren 2002 mit dem Fritz-Reuter-Preis für niederdeutsche Literatur ausgezeichnet wurde, erwähnt er in seiner Dankrede einen Spruch aus seinen Kindertagen: »Nimm dat Mul nicht te vull …« Ganz in diesem Sinne ist er kein Autor, der viel Aufhebens um sein literarisches Werk macht. Er schreibt nicht mit Blick auf ein größeres Publikum, sondern für sich selbst, zur Selbstvergewisserung, wobei er sich bewusst ist, mit der Fokussierung auf das Niederdeutsche einen Exoten-Status einzunehmen. Er sieht sich nicht einmal als Teil des Literaturbetriebs an:

> Ich würde mir natürlich wünschen, Teil des Literaturbetriebs zu sein. Ich bin dankbar für alle Initiativen, die dazu geführt haben, dass das, was ich schreibe, auch in Buchform veröffentlicht wird. Aber Teil des Literaturbetriebs bin ich letztlich nur indirekt. Also nicht durch das eigene Schreiben, sondern eventuell beruflich, da man als Hörspieldramaturg nach Stoffen sucht, mit Autoren ins Gespräch kommt, die eine wirkliche Rolle im literarischen Betrieb spielen. Aber für mich selber kann das ehrlicherweise nicht gelten.[13]

Entsprechend reserviert verhält er sich gegenüber öffentlichen Auftritten:

---

[12] Dankrede 2002 (Anm. 4).
[13] Zitiert nach Gödden/Strauch 2011 (Anm. 1), S. 46.

> Noch immer sind mir große Gesten ein Greuel, noch immer arbeite ich lieber wie ein Handwerker an Manuskripten und Projekten, noch immer hasse ich öffentliche Auftritte, noch immer fürchte ich das Gebell der Meute und noch immer werde ich hellhörig, wenn ich – mehr in der Literatur, denn im wirklichen Leben – von jener Utopie höre, in der der Mensch dem Menschen ein Bruder sein könnte, d.h. ich bin noch immer naiv, inzwischen allerdings aus trotziger Überzeugung. Ja, ich mag solche, die mit einem Löffel den großen Ozean auszuschöpfen versuchen, auch wenn dabei nur Sandburgen entstehen, die die nächste Flut einebnet.[14]

Ähnlich zurückhaltend ist er bei der Verwendung seines Sprachmaterials, das einen durchgehend unprätentiösen, unempathischen Ton aufweist. Pathos und hohe Töne sind dem Autor suspekt:

> Pathos ist für mich immer und vom Wort her schon mit einer gewissen Falschheit belegt. Das kann es nicht sein. Das gilt gerade für das Niederdeutsche, bei dem es ja im Vergleich zum Hochdeutschen keine wirklichen Satzgefüge gibt. Es gibt auch keine Konglomerate aus drei Substantiven, die ein neues Wort bilden. Man muss das alles klein, einzeln und präzise machen. Das ist, glaube ich, der Vorteil des Niederdeutschen. ›Platt‹ ist ja eigentlich, von der Bezeichnung her, etwas Gutverständliches. Wenn jemand früher sagte, er hat es auf Platt geschrieben, in der uralten Bedeutung, hieß das also, er hat es für alle verständlich geschrieben. Das ist etwas, das ich immer in den Vordergrund stelle, wenn es um Platt geht. Es muss nicht so sein, dass es auch vom Niveau her ›unten‹ ist. Das muss es nicht sein. Man kann in dieser Sprache sehr viele Dinge machen,

[14] Dankrede 2002 (Anm. 4).

> aber man muss sie präzise, ehrlich und direkt machen. Die Sprache zwingt einen dazu.[15]

Die Bilder, die auf diese Weise evoziert werden, sind kaum einmal anmutig, gar einheimelnd. Zum Teil sind die Erinnerungen sogar hochgradig vergiftet, wie es an zwei Stellen seines zweiten Gedichtbandes *düssiets affsiets gientsiets* (2002)[16] heißt.
Bühren benennt als Hauptthemen seiner Lyrik »Geschichte, Sprache, Leben«.[17] Der Gesichtskreis weitete sich jedoch mit der Zeit. Neben Naturschilderungen aus der westfälischen Landschaft treten Eindrücke aus dem Death Valley oder der amerikanischen Sierra Nevada. Verträgt sich eine solche Weit- und Weltläufigkeit noch mit einer vom Aussterben bedrohten Regionalsprache wie dem Plattdeutschen? Bühren grenzt sich diesbezüglich bewusst vom gängigen Themenrepertoire der traditionellen niederdeutschen (Heimat-)Dichtung ab. In der angesprochenen Dankrede zum Rottendorf-Preis bekannte er: »Wie kommt man zum niederdeutschen Schreiben? Durch Distanz.«[18] Aus solchem Blickwinkel verwundert es nicht, dass der Autor nicht in das allgegenwärtige Lamento über den Verfall der niederdeutschen Sprache einstimmt. Initiativen, das Plattdeutsche gleichsam unter Denkmalschutz zu stellen, sind ihm geradezu suspekt. In der zitierten Rede anlässlich der Entgegennahme des Rottendorf-Preises machte er unmissverständlich deutlich, dass sein Schreiben nichts mit Brauchtumspflege zu tun hat: »Wer zu eng denkt und spricht, gefährdet sich und

[15] Zitiert nach Gödden/Strauch 2011 (Anm. 1), S. 44.
[16] Als weitere Gedichtsammlung erschien 2012 als Veröffentlichung des Hamburger Quickborn *Unnerweggens*.
[17] Dankrede 2002 (Anm. 5).
[18] Ebd.

andere. Nicht nur Sprachen sterben, wenn man sie eingrenzt und auf ihre Reinheit bedacht ist.«[19] Die »unnatürliche Überfrachtung einer Sprache« sei gefährlich: »Ich weiß, ich bin da stur und werde es bleiben, aber sobald ich zwischen niederdeutschen Zeilen und Tönen politische oder ideologische Absichten erkenne, ziehe ich mich diskret zurück.«[20]

Hier klingt eine skeptische Grundhaltung an, die allen Texten Bührens zu eigen ist. Gemeint ist das Wissen über die fortschreitende Zerstörung der Welt, die Ohnmacht angesichts einer drohenden Apokalypse, die Einsicht in die Marginalität des eigenen Tuns, einschließlich der Skepsis gegenüber Sinn und Zweck des eigenen Schreibens. An die Stelle des affirmativen Bekenntnisses tritt ein grundsätzliches Infragestellen. Auf die Frage, wie wichtig es ihm sei, die Zerstörung der Natur zum Thema zu machen, antwortete der Autor:

> Wie bei allen Themen ist es jetzt nicht etwas, das ich als Ziel verfolge. Man beobachtet etwas und sieht: Es ist nicht mehr so wie früher. Dann beschreibt man es, weil es eben aktuell ist. Aber es ist kein wirklicher Impetus dahinter, jetzt naturschützerisch tätig zu werden. Man beklagt etwas. Man findet eben auch das Gegenteil, die Schönheit einer Landschaft, die eben trotz der Veränderung immer noch da ist. Aber ich verfolge keine wirklichen Absichten mit dem, was ich schreibe.[21]

Auf eine melancholische Grundstimmung seiner Lyrik angesprochen, antwortete er:

---

[19] Ebd.
[20] Ebd.
[21] Zitiert nach Gödden/Strauch 2011 (Anm. 1), S. 46.

> [I]ch habe das von verschiedenen Lesern dieser Gedichte gehört. Ich selber empfinde das nicht so. Ich weiß nicht, was für ein Ton das ist, der da so melancholisch rüberkommt. Ich habe das auch nie für mich erklären können. Das ist einfach da, so wie vieles andere eben auch da ist. Es gibt in den Gedichten, gerade wenn es um dialogische Formen geht, auch heitere Momente. Aber mir ist das schon zu Ohren gekommen, dass nach dem Lesen dieser melancholische Grundton offenbar hörbar ist. Das mag an der gesamten Sozialisation, an der Situation auf dem Lande liegen, wo ja, wenn man da als Arbeiterkind unter Bauern und Arbeitern aufwächst, ja nicht alles so ideal und harmonisch ist. Da kriegt man dann schon mit, wie es in der wirklichen Welt zugeht. Und das kann schon sein, dass das ein wenig abgefärbt hat.[22]

Anders verhalte es sich mit dem Thema Selbstvergewisserung, das viele seiner Texte präge. Sie sei das Ergebnis einer Distanz, die sich seit seinem Studium in seinem Denken manifestiert habe:

> Man hat sich von der Heimat im engeren Sinne distanziert und fängt nun an – wie ein Bild, das sich latent, erst allmählich, entwickelt – eben auch in dieser Sprache zu denken und zu formulieren. Manches davon ist sicher eine Art von Selbstvergewisserung: »Wo komme ich her?«, »Was ist das da?«, »Wo sind die Wurzeln?« – das spielt sicher eine Rolle. Und das kann man eben in der ersten Sprache, mit der man groß geworden ist, sehr viel besser als im Hochdeutschen, das dann zwar die eigentliche Hauptsprache ist, aber doch weniger mit der eigenen – in meinem Fall zumindest

[22] Ebd.

– Sozialisation und der eigenen Entwicklung zu tun hat.[23]

Eine solche Anschauung lasse sich fraglos auch auf sein Hörspielschaffen übertragen. Und auch auf seine Prosa. Sein Roman *Das Zirkular* beschäftigte sich nicht von Ungefähr mit einem Protagonisten aus der Region, dem Demokraten Hermann Kriege:

> Dieser Mann ist nur 32 Jahre alt geworden und hat unheimlich viel geschrieben, ist zwei Mal nach Amerika ausgewandert und ist in den Wirren der 1848er Revolution als bedeutende Persönlichkeit, als Leiter eines Demokraten-Kongresses, dabei gewesen. Diese Biografie hat mich sehr interessiert. Der Anlass war zum einen die zweifache Auswanderung nach Amerika. Ich habe mich selbst auch mit Auswanderern beschäftigt, und die Tatsache, dass er hier aus der Gegend, nämlich aus Lienen bei Lengerich, kommt, hat mich interessiert und hat über einen ganz langen Zeitraum dazu geführt, dass ich Details gesammelt habe, dass ich viel aus der Geschichte gesammelt habe, dass ich oft, wenn ich in Amerika war, versucht habe, dort in der Public Library in New York an Quellen zu kommen. Ich habe das alles über Jahre gesammelt und dann zu einem größeren Projekt verdichtet. Nicht als Historiker, sondern in der freien, fiktionalen Form, die aber auf den Fakten des eigentlichen Lebenslaufes dieses Mannes beruht. Inhaltlich interessiert mich daran die Frage der Utopie. Utopisten haben mich immer gereizt. Der erste größere Film, den ich gemacht habe, war über Heinrich Vogeler, einen Jugendstil-Maler aus Worpswede, der auch in der zweiten Hälfte seines Lebens zu den Kommunisten gegangen ist, aus

[23] Ebd., S. 45.

> einer inneren Überzeugung heraus, dort an einer Utopie mitzuwirken, die dann kläglich gescheitert ist. Im Falle Krieges ist es auch zu einem persönlichen Desaster geworden. Das Scheitern spielt sicher auch immer eine Rolle.[24]

Auf Wunsch des Autors beginnt dieses Lesebuch nicht, wie vielleicht angenommen werden könnte, mit Auszügen aus seiner mit zahlreichen Preisen ausgezeichneten Lyrik, sondern mit Auszügen aus dem genannten Hermann-Kriege-Roman. Er schildert die Geschichte eines Verrats. Wobei sich Bühren die Frage stellte:

> Woran scheiterte die Utopie eines menschlichen Gemeinwesens in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Am Egoismus des Einzelnen – und am Machtmonopol derer, die die ›reine Lehre‹ propagieren und mit dem emotionslosen Skalpell kritischer Vernunft alles wegschneiden, was an Alternativen und pragmatischen Umsetzungsversuchen links und rechts neben der Doktrin entsteht. Hermann Kriege (1820-1850) hat Vorschläge gemacht. Marx und Engels erkannten sein Potential – und ließen ihn fallen, attackierten seine Ideen und seine Person. Ihr Einfluss reichte bis nach Amerika, wohin Kriege zweimal auswanderte. Er endete nach einem kurzen, kämpferischen Leben in einem New Yorker Irrenhaus – der erste Fall kommunistischer ›Säuberung‹?[25]

Der skandalträchtige Sachverhalt wird von historischer Seite geteilt, wobei es Bühren nicht um eine politische

[24] Ebd., S. 44f.
[25] Aus dem Klappentext des Buchs, Bielefeld 2009.

Schuldzuweisung ging, sondern um die persönlichen Folgen der Denunziation, die Krieges Weg schließlich in einer Nervenheilanstalt enden ließ:

> Man kann nicht einfach davon ausgehen, dass die Verbindung zwischen Kommunismus und autoritärem Staatswesen eine Erfindung Lenins war. Diese Haltung begann schon mit der Gründung des marxistischen Kommunismus um 1846 … Krieges Wirken wurde als Kompromittierung der Kommunistischen Partei in Europa und Amerika verurteilt, sie habe eine extrem schädliche Wirkung auf die Moral der Arbeiter. Das Brüsseler Kommunistische Korrespondenz Komitee beschloss daher, dass ein Zirkular gegen Kriege unter den Kommunisten in Deutschland, Frankreich und England verbreitet werden sollte. Das geschah zu einer Zeit, als die ›Partei‹ aus Engels, Marx' Schwager und vier Freunden bestand.[26]

Ähnlich komplex sind Bührens Kriminalromane angelegt. Zunächst erschien 2020 *Aber das Moor schweigt nie*. Es geht darin um den Dorfpolizisten Martin Gerwink, der in der kleinen, fiktiven Kleinstadt Aarloh nahe der holländischen Grenze ein unspektakuläres Dasein führt. Doch die Gespenster der Vergangenheit holen ihn ein. Sein eigener Fall liegt 33 Jahre zurück und niemand in dem beschaulichen Grenzdorf ahnt etwas davon. Nicht einmal sein Bruder Walter, ebenfalls Polizist und Hauptkommissar im Grenzübergreifenden Polizeiteam in Borken. Doch dann ereignet sich ein Todesfall und es kommt Unruhe im Dorf auf. Der Tote hatte zu Lebzeiten schwer durchschaubare Nebengeschäfte geführt und zwielichtige Kontakte unterhalten. Es gibt also einiges aufzuklären. *Mondriaans letzter*

[26] Gareth Stedman Jones, Times Litterary Supplement No. 5175, 7. Juni 2002.

Baum, ein Jahr später erschienen, bildet die Fortsetzung der Geschichte. Die Hoferbin des Verstorbenen will den Hof in eine gemeinnützige Stiftung verwandeln. Der Umbau kostet Geld. Sie beauftragt ihre Freundin Marie, die Kunstsammlung des verstorbenen Vaters zu katalogisieren. Auch Bilder des weltberühmten Künstlers Piet Mondriaan sollen in dieser Sammlung sein. Doch sind die Bilder rechtmäßig erworben worden? Der Plot ist erneut weit gespannt. Unterschiedlichste Charaktere treffen aufeinander: skrupellose Finanzhaie, ein erfolgloser Maler, Juristen und Polizisten, Idealisten und Verzagte, Gewissenlose und Sensible, internationale Kriminelle und Dorfbauern. Sie alle sind Mosaiksteine einer spannend arrangierten Geschichte, die, wie es scheint, darauf ausgelegt ist, die dunkle Seite Aarlohs ans Licht zu bringen, um dem Ort dadurch seine Unschuld zurückzugeben. Aufzuarbeiten gibt es genug: Kunstfälschung, dubiose Finanzgeschäfte, Mordfälle … Wie für den Vorgängerroman greift auch für *Mondriaans letzter Baum* das Etikett ›Regionalkrimi‹ viel zu kurz. Im Zentrum stehen vielmehr Fallstudien, die zeigen, wie Menschen zu dem werden, wer sie schließlich sind. Ein Sittengemälde also, bei dem man unwillkürlich an Droste-Hülshoffs *Judenbuche* denken muss.

Aus dem Bühnenbereich sei hier exemplarisch Bührens Theaterstück *Üöwergang. Ein Stück Zukunft in acht Bildern* erwähnt, das 1997 auf der niederdeutschen Bühne Münster seine Premiere erlebte.[27] *Üöwergang* war schon Jahre zuvor, 1990, von einem Wettbewerb der *Bühnenbünde Niedersachsen und Bremen* als Sieger ausgezeichnet worden. »Endlich mal kein Bauerntheater«, lautete der einhellige Tenor in der Presse, das Mundart-Stück löse sich radikal von »charmanter Nostalgie« und bewege sich

[27] Vgl. hierzu: Walter Gödden: Aliens welcome! Science-Fiction-Literatur aus Westfalen 1904-2018. Bielefeld 2019, S. 445-453.

weg vom »Klischee des gemütlichen Mundart-Theaters«. Es beweise, dass auch Niederdeutsches politisch, kritisch und sogar hochaktuell sein könne. Das Stück sei eine Parabel auf eine Zeit, in der alle Werte wegbrechen. Werde es in Zukunft nur noch Datenautobahnen, Klimakatastrophen und kollektiven Erinnerungsschwund geben, wurde gefragt. Heute, gut dreißig Jahre nach der Abfassung des Stückes, wissen wir, wie richtig Bühren mit seinen pessimistischen Einschätzungen lag.

Üöwergang ist eine düstere, apokalyptische Zukunftsvision. In einer Zeit der Filterfenster und Hautschutzsalben mit Faktor 500 hat der ›Übergang‹, d. h. der technokratisch gesteuerte Umwandlungsprozess zu einer »schöneren Zeit« hin, auch die letzten Enklaven der »alten Welt«, das platte Land, erreicht. Was es mit einem zum »Planquadrat Groß-A Strich vier sieben sieben neun Strich eins und Strich zwei« degradierten letzten Stückchen Natur auf sich hat, erklären die Worte eines Fremdenführers von ›Happy Tours‹:

> Hier, meine Damen und Herren, Relikte eines alten Dorfes der unteren Kategorie, für die früher – pardon: ehemals – der Begriff »Bauerschaft« verwendet wurde. Von den ehemals fünfzig Bewohnern der insgesamt zehn Höfe ringsum sind nur drei Bewohner dieses letzten Resthofes übriggeblieben. Der Rest hat, verständlicherweise, das Leben in einem Übergangskollektiv vorgezogen; sie werden mit dem Ende der Übergangszeit hierher zurückkehren. Der Boden wurde ausschließlich agrarisch genutzt, extensiv, heute infolge internationaler Strukturveränderungen – politisch und klimatisch – Ruhebrachland. Die letzten Bewohner leben von Überbrückungssubventionen, so lange,

bis die Rekonvaleszenz des Klimas abgeschlossen sein wird … [28]

Die »neue Zeit« ist eine Welt ohne Tages- und Jahreszeiten, ohne Wetter, ohne Fauna und Flora, eine Welt, die vom ›Großen Bruder‹ überwacht und bestimmt wird. Und die wenigen plattdeutsch sprechenden Menschen auf den Museumshöfen sind Relikte einer versunkenen bäuerlichen Welt, die nun Museumsbesuchern präsentiert wird.
Eingeflossen sind in das vorliegende Lesebuch auch unveröffentlichte Gedichte. Sie bilden Konstanten eines kontinuierlich fortschreitenden Werks, das die westfälische Literatur im Nieder- wie im Hochdeutschen um eine originelle, eigenständige Farbe bereichert.

[28] Zitiert nach ebd., S. 448.

Bildnachweise

Titelfoto: Jan Bühren – S. 173 Petra Schmitz – alle weiteren Fotos: Georg Bühren.

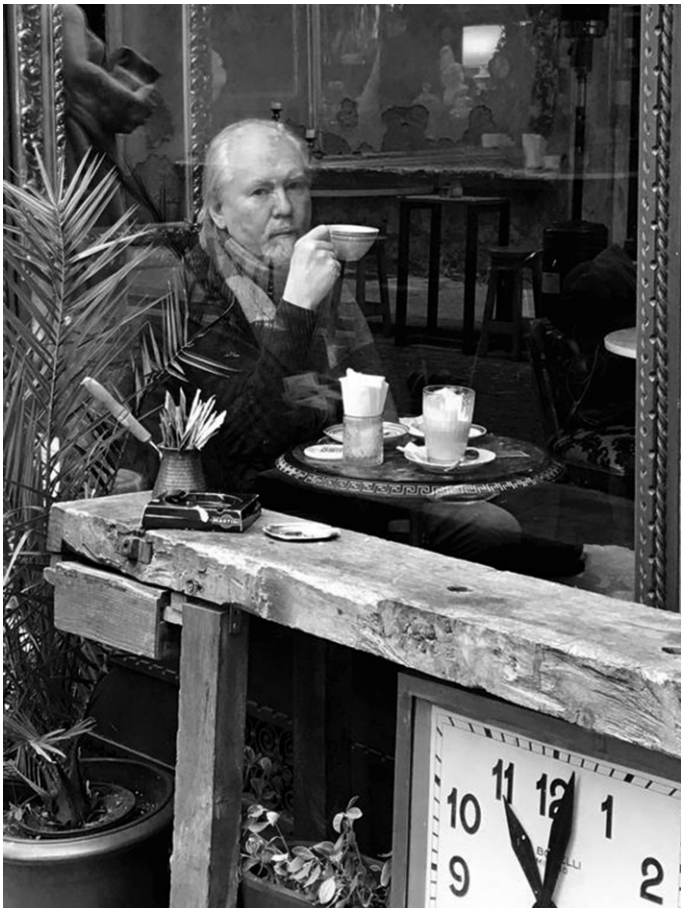
Textnachweise

Das Zirkular: Bielefeld: Aisthesis 2009, S. 9-73 – Das Moor schweigt nie: Vreden: Achterland 2020, S. 91-110 – Mondriaans letzter Baum Vreden: Achterland 2020, S. 21-31; 86-101 – De Lüe De Wäör De Tied: Dülmen: Tende Verlag 1992, S. 20, 29, 39, 45f., 50, 68-75, 79 – düssiets affsiets gientsiets: Münster: Ardey Verlag 1999, S. 27, 38, 45, 54, 70, 88 – Unnerweggens: Hamburg: Quickborn 2012, S. 21f., 33f., 115f.,131, 136 – Üerwergang: Verden: Theaterverlag Karl Mahnke [1993], S. 17-24 – Wi staoht in'n Wegg (WDR 1978, unveröffentlicht) – Die Spur des Malers (Hörspiel; Klanginstallation Literaturmuseum Nottbeck, 2005, unveröffentlicht)

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112).


10
11
12
1
9
2